

VERONA ZAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: In der Dresdener Gemäldegallerie. Originalzeichnung von Julius Knorr. — Ein Paar Holzpantöffelchen. Von Ouida. (Fortsetzung). — John und Jenny Bull dabei und auf dem Continent. Von L. von Bischoffshausen (mit sechs humoristischen Skizzen „Engländer auf Reisen“, gezeichnet von Julius Kleinmichel). — Die „deutsche Jugend“ und Einiges über Jugendliteratur (mit drei Illustrationen aus der „Deutschen Jugend“ von A. von Werner, Oskar Pleisch und Paul Thumann). — Das „Home“ des Japanen. Von Graf von Kudriassky (mit Illustrationen). — Die Mode. Von Veronica von G. — Inzerate. — Beilage: Wirtschaftsplaudeereien. — Beschreibung des Coiffüren-Bildes. — Buchstaben-Räthsel. — Schach-Ausgabe. — Nebst. — Correspondenz.

In der Dresdener Gemäldegallerie.

Originalzeichnung von Julius Knorr.

Wir haben das jüngst im Bazar angezeigte und seinem Titel nach vielversprechende „humoristische Wörterbuch über die Frauen“ leider noch nicht gelesen und wissen daher nicht, ob es unter M auch von Malerinnen handelt. Da sich der Herausgeber aber dieses dankbare Thema unmöglich hat entgehen lassen, so bitten wir, alles Boshafte, was sich gegen den weiblichen Raphael etwa sagen ließe, dort nachzulesen, während wir uns mit strenger Sachlichkeit nur an den besondern Fall, die Malerin auf unserem Bilde halten wollten.

Was für eine Nummer von den 2360 Nummern der weltberühmten Dresdener Gemäldegallerie die Dame copirt, hat der Künstler nicht genauer angegeben; jedenfalls haben wir den Umrissen auf der untermalten Leinwand zufolge eine „Genre- und Historienmalerin“ vor uns, nach ihrer ganzen zierlichen Erscheinung kein wildes Kraftgenie, aber ein emsiges Talent; sie malt nicht mit pastosem Pinsel, sondern — fast möchten wir sagen: mit Sammetpfötchen. Deshalb wird auch ihre Arbeit, wenn sie vollendet ist, eine wenigleich gewissenhafte, doch nicht vollkommene Copie des klassischen Originals, sie wird gleichsam eine Ausgabe in usum Delphini sein.

Malt sie auf Bestellung oder nur aus Liebhaberei und des Studiums halber? — Hat ihr Werk auch noch keinen Käufer, hat es wenigstens bereits sein Publicum und zwar Civil und Militär. Die zwei wackeren Mitglieder der Linien-Infanterie, welche den zum Besuch in der Residenz anwesenden Vater des Einen als gebildete deutsche Krieger in die Gallerie führten, sind in den verschiedenen Kapiteln der Frauenfrage bereits bewandert, während dem Alten die Malerin eine entschiedenen neue und höchst merkwürdige Erscheinung ist. Den rechten Arm aufgestemmt, die Linke am Kinn, verfolgt er zweifelnd, prüfend, staunend die feine, fleißige Hand. Er bedauert (und hoffentlich nicht nur) in diesem Augenblick, seine schönere Hälfte nicht zur Seite zu haben. Die würde Augen machen, die würde — Sein Sohn zur Rechten, die Hände lässig auf dem Rücken, blickt von der Copie auf — die

Künstlerin, und sein Kamerad, überhaupt der Wisling der Compagnie, benutzt die Gelegenheit zu einer höchst scherzhaften Bemerkung. — Das Verhältniß der jungen Dame mit dem Opernglas zur Malerin ist das der Inhaberin einer Loge im ersten Rang zur Actrice: sie blickt mit einigem Interesse auf die Leistung und mit sehr großer Erhabenheit auf die Meisterin. Ihr Schwesterchen dagegen ist noch das naive Naturkind, es lauscht nur mit halbem Ohr auf die Erklärung und ist ganz Auge für das Object. Der lieblichen Künstlerin steht übrigens eine Vermehrung des Publicums bevor; ein Herr tritt ins Cabinet, ein Herr mit Vollbart und

Male in seinem Leben für einen braven Mann, aber ein gewisses Mitleid mit sich selbst überkam ihn doch: war er denn wirklich ein Gefühlschwärmer geworden?

Gewiß würde sie den biedern, braunen Johann heirathen, und die kleinen Holzpantöffelchen würden bald wieder zufrieden über das Pflaster der Stadt, wie über den Dorfstraßen klappern, sie würde nicht mehr, träumerisch und sinnend, den lieben Gott in ihren Feldern wandeln sehen, sondern mehr um Brod für ihre Kinderchen besorgt sein und keine Zeit für müßige Phantasien haben. So würde allmählig ihre Seele die Flügel verlieren, sie würde der Erde näher und näher kommen, bis sie würde wie eine ihrer Binden oder Levkojen, aus der die Biene alle Süßigkeit gesogen, der die Hige allen Farbenschmelz geraubt. Ja gewiß, so würde es kommen: sie heirathet den Johann, und Alles wird friedlich enden. So dachte er!

Er hatte sein Gretchen, und das war ja die Hauptsache. So verließ er denn den Palast in der Straße Maria von Burgund und die Stadt am nächsten Morgen, als eben die Frühglocken läuteten, und nahm eine gewisse Behmuth und die einzige wirklich unschuldige reine Zuneigung, die je in ihm erweckt worden war, mit sich hinweg. Noch einmal schaute er zurück, als die letzte Linie der weiten grünen Ebene verschwand, und sagte: „Sie heirathet den Johann, — natürlich heirathet sie ihn. Und mein Gretchen ist doch schöner, als das Ary Scheffer's!“

Was lag am dem Schicksal des lieblichen Kindes, wenn nur Paris sein Meisterwerk anstaunte!



In der Dresdener Gemäldegallerie.

Nach seinem Gemälde gezeichnet von Julius Knorr.

Brille und niedrigem Hut und diesen Hut auf dem Kopf — wir fürchten, wir fürchten, es ist ein Recensent.

Ein Paar Holzpantöffelchen.

Von Ouida.

Autorisirte Uebersetzung.

(Fortsetzung.)

20. Kapitel.

„Ich will sie sich selbst überlassen, bald wird sie wieder ruhig werden und den Johann heirathen,“ so dachte Flamen, als er in die Stadt zurückkehrte. Er hielt sich zum ersten

21. Kapitel.

Die Leute im Dorfe und auf dem Markte fanden Bésée recht still geworden; das war aber auch Alles, was sie an ihr bemerkten.

Ihr kleines Gesicht war blaß, wenn sie unter den bunten Herbstblumen auf ihrem gewohnten Plätzchen neben dem Schußficker saß, und wenn Abends die Kinder sie baten, mit ihnen zu spielen, entgegnete sie sanft, daß sie zu viel zu thun habe.

Der Alte, der ihr die Silberschnallen geschenkt hatte, war am meisten besorgt um sie von allen Nachbarn im Dorfe. Er

kam oft an die Gartenhecke, sah ihr nachdenklich zu, wenn sie arbeitete, und sagte:

„Ach, liebes Kind, Du hast einen Kummer der Dich drückt — kommt das von dem gemalten Bilde? Du lachst nicht mehr, Bébée, und das ist schlimm, sehr schlimm. Es klingt hübsch, wenn Mädchen lachen; meines Mädchens Lachen klang wie ein kleines Silberglöckchen — dann aber verstummte es plötzlich; die Leute sagten, sie wäre todt. Du aber bist nicht todt, Bébée. Aber doch bist Du so still, als wärest Du schon gestorben.“

Aber auch für die zärtliche Besorgniß des Alten hatte Bébée keine Antwort. Die Linien ihres schön geformten Mundes wurden fest und ernst, und in ihren Augen lag ein angstvoll klagender Ausdruck, ähnlich dem Blick eines geschlagenen Hundes, der trotz allen Schmerzes dem grausamen Herrn noch die Hände leckt.

Eine selige Hoffnung und ein fester Entschluß hielten sie aufrecht und bewirkten, daß sie nicht zusammenbrach, und ihre stummen Lippen Nichts von dem Herzeleid in ihrer Brust verriethen. Sie wollte lernen, so viel sie nur konnte, gut, klug und geduldig werden und so nach seinem Willen leben, bis er — wiederkäme.

„Du bist nicht mehr so fröhlich, Bébée,“ sagte Annemie, deren Augen täglich mehr erblindeten, so daß sie kaum die Flaggen auf den Schiffsmasten zu erkennen vermochten, und die dennoch immer noch in dem Wahne lebte, ihre Spizzenmuster gut anzustechen und damit ihr Brod zu verdienen, was doch nur durch Bébée's Hilfe geschah. „Du bist nicht mehr so fröhlich, mein Kind! Ist Dein Liebster auch zur See gegangen, und wartest Du auf seine Heimkehr? Ach, es ist eine gar harte Arbeit das Warten, aber die Männer meinen, das wäre das Einzige, was wir könnten. Sie segeln hin und her; jeder neue Hafen bringt ihnen neue Gesichter; wir aber — wir sollen still sitzen und beten, wenn wir wollen, und dürfen nicht murren, währt auch die Reise noch so lang — sondern müssen allzeit bereit sein zum Empfang mit frohem Lächeln und einem Kuß — mit einer frischen Pfeife Tabak und freundlichen Worten — so wollen's die Männer. Ob wir uns indessen halbtodt geweint haben, hilft nichts — wir müssen mit der Pfeife immer bereit stehen, sonst brummen sie gleich: so — das ist wohl eure Liebe? Ja, Bébée, wenn Du einen Mann liebst, da mußt Du unendliche Geduld mit ihm haben, denn er ist wie ein eigensinniges Kind, welches die Brust wegstößt, die es nähren soll. Also, liebe Bébée, bleibe nur fein geduldig, gerade so wie ich es bin.“

Ein kalter Schauer durchriefelte Bébée, als die Alte so sprach, während sie das Stübchen reinigte und die Spinnweben von der Decke lehrte; sie war gewiß geduldig, so geduldig wie die, die seit sechzig Jahren hier saß und auf die Heimkehr ihres todtten Mannes wartete.

22. Kapitel.

Der Weizen war längst eingebracht worden; die Felder wurden umgepflügt. Die weißen und blauen Athern blühten noch spärlich unter dem blüthenlosen Rosenstrauch, und das kleine Gänseblümchen sproßte in mattem Weiß dort hervor, wo noch jüngst der Nelkenstiel in seiner duftigen Pracht gestanden. Schon begannen die Blätter zu fallen, die Herbststürme heulten durch die Weiden, die sich ächzend und stöhnend unter ihnen beugten; die Eichhörnchen sammelten ihre Vorräthe ein, und die Armen suchten im Walde Reisholz zusammen, um dem strengen Winter ohne Angst begegnen zu können.

„Er hat mir gesagt, er käme wieder, ehe es Winter würde,“ dachte Bébée jeden Morgen, wenn sie erwachte und die Tage immer kühler und grauer fand; der Winter war nahe.

Schon froren die kleinen Füße in den Holzpantöffeln; das Rothkehlchen zwitscherte schon auf der kahlen Dornenhecke; aber in ihr lebte jener tapfere, holde Glaube, den Nichts erlödet kann — sie zweifelte nicht einen Augenblick an ihm, o nein, nur müde war sie, o so müde. Müde von den feldern, schlaflosen, fieberischen Nächten; müde von den langen, leeren Tagen; müde vom athemlosen Lauschen auf jeden Laut, auf jeden Fußtritt im herbstlichen Laube; müde von dem Ausschauen immer, immer und immer nach dem Einem, den sie doch nie hören, nie erspähen konnte. Müde war sie wie ein verirrttes Kind im Walde, das mit tausend Aengsten den Weg nach der Heimath sucht — jener Heimath, die weit, weit über den Horizont hinaus liegt.

Aber sie blieb müthig und ging an ihre Arbeit nach wie vor.

Sie wanderte mit ihrem Blumenkörbchen, das mit den spärlichen Resten der Herbstflora gefüllt war, noch so lange in die Stadt, bis der Garten ganz winterlich geworden; dann ging sie, wie sie es gewohnt gewesen, in die Spizzenfälle und verdiente dort ihr kärgliches Brod für sich und ihre Hühner. Wenn sie dann beim Dämmererschein über die holprigen Wege und durch den feuchten Rasen ihre Hütte erreicht hatte, dann saß sie bald bei einer kleinen Lampe über ihre Bücher gebeugt, die Hand tief im Haar vergraben und die schmerzenden Augen, noch entzündet von der Anstrengung, eisrig auf die Zeilen gerichtet. In ihrem Herzen aber war ein beständig nagendes, ihr so fremdes, tödtliches Weh, das sie seither nicht verlassen hatte, und so las sie, las, las und las, um den Schmerz zu betäuben und um sich neues Wissen zu erwerben, Kenntnisse, die sie ihm näher bringen sollten, damit er sie bei der Rückkehr seiner würdiger fände.

Ach, Vieles war in den Büchern, was sie nicht verstand, aber auch gar Manches, was ihr wunderbare neue Quellen erschloß.

Ihr Geist war frisch und lebendig, ihre Fassungskraft überraschend; sie kaufte sich alte Bücher für ihre wenigen ersparten Groschen und verlagte sich dafür lieber das Mittagbrod. Der Buchhändler, ein alter, kluger Mann, erklärte ihr hin und wieder eine schwere Stelle, wählte gute Bücher für sie aus und ließ ihr auch welche, der einsamen kleinen Gelehrten in Holzschuhen und mit dem blassen Kindergesichte.

So quälte sie sich denn tüchtig und lernte viel, aber sie wurde dabei immer schmaler, größer und bleicher, und in der Augen war ein Blick wie der eines Todtmüden, aber sie ließ doch den Muth nicht sinken, sie ermatete nicht in der einmal begonnenen Aufgabe — noch zweifelte sie an der Wahrheit seiner Worte: „Ich komme wieder!“

„Verbrenne die bösen Bücher, Bébée,“ flüsternten ihr die Kinder immer und immer wieder zu, indem sie sich an ihren

Kopf hingen. „Verbrenne die garstigen, stummen Dinger. Seitdem Du sie hast, singst Du nicht mehr, noch springst und lachst Du mit uns, und Du bist so blaß geworden, o so blaß.“

Bébée küßte die Kleinen herzlich, ihre Bücher aber behielt sie dennoch.

Johann sah, wann er vom Walde heimkehrte, jeden Abend das Licht aus dem kleinen Hüttenfenster schimmern und bisweilen schlich er sich herzu, guckte durch den hölzernen Laden und sah sie dann über ein großes Buch gelehnt, die Augenbrauen zusammengezogen, den Mund fest geschlossen in ernstem Nachdenken, und er verwünschte den Mann, der dies holde Kind so verwandelt hatte, und Jörn und Jammer kämpften in seiner Brust und brachten ihm Thränen in die Augen. Sagen aber durfte er Nichts, denn er wußte, daß niemals Bébée's kleine braune Hand sich in Liebe wieder in die seine legen würde.

Ach, auch selbst in Freundschaft nicht wieder, denn er hatte sich einmal vor Bébée von seiner Festigkeit hinreißend lassen und zornige Worte ausgestoßen gegen den Fremdling aus Rubes' Land, und seit dieser Zeit war das Mädchen stets nur mit stummem Gruß an ihm vorübergegangen, und als er ihr seine bescheidenen Gaben, ein Bund Reisig oder einen Karren voll Holz gebracht, hatte sie sich geweigert, sie anzunehmen, hatte ihm gedankt und ihm gesagt, er möge das Holz seiner Mutter bringen.

„Du bist mir böse, Bébée?“ hatte der arme Bursche mit Thränen in der Stimme gesagt; sie aber sanft geantwortet: „Nein! Aber sprich nicht mit mir, das ist Alles, was ich bitte.“

Da hatte er den abwesenden Gesehten laut verwünscht, und Bébée war schweigend in ihr Hüttchen getreten und hatte die Thür hinter sich geschlossen.

Sie besaß keine Ahnung davon, daß die Menschen schlecht von ihr denken könnten. Wohl waren sie kälter gegen sie geworden, und das bedrückte das ohnehin wunde Herz noch mehr. Aber die eine große, allmächtige Liebe in ihr hatte sich ihres ganzen Wesens so bemächtigt, daß alles Andere vor ihr zurücksinken mußte.

Ihre Hausarbeit verrichtete sie rein mechanisch, ihre Studien setzte sie fort, weil er es ihr geboten, und weil sie, mit der süßen, eigenstinnigen, leichtgläubigen Treue der Jugend, nie daran zweifelte, daß er wiederkommen würde.

Vom wirklichen Leben um sie herum gewahrte sie Nichts mehr; sie träumte und betete und that entweder das Eine oder das Andere, mochte sie nun Kartoffelschalen unter ihre Hühner werfen oder Möhren schaben oder den Schnee vor der Hüttenhür zusammenfegen oder an dem frostigen Morgen beim Schall der kleinen traurigen Betglocke zur Frühmette nach St. Guido wandern.

Denn obgleich Vater Franz gar finster auf das verirrtte Lämmchen seiner Heerde blickte, denn auch er glaubte, daß Bébée eine Schuld berge und verhehle, so ging das Mädchen immer und immer wieder in die kleine, staubige, zerfallene alte Kirche, denn das war ja das Einzige, was sie für den Abwesenden thun konnte, wie sie meinte: zu beten so recht aus Herzensgrund, daß Christus sich seiner Seele und seines Leibes erbarmen möge.

Alle ihre schönen Träume früherer Tage waren todt und dahin.

Der Gesang des Rothkehlchens hatte ihr keine Geschichte zu erzählen, die goldbesäumten Wolken brachten ihr keine Verheißungen, kein Englein stand an ihrem Bette — nie mehr.

Die Felder waren eintönig und grau; die Vögel kleine braune Geschöpfe; die Sterne fern und kalt; die Menschen, die sie sonst gern gehabt, waren für sie nur wie Schatten, die bedeutungslos an ihr vorüberglitten, denn nur ein Gedanke erfüllte sie, und nur eine Sehnsucht, nach jenem Schritt, der doch niemals kam, nach jener Berührung, die sie doch nie wieder fühlen sollte.

„Du hast gewiß was Böses gethan, Bébée, und Du willst es nur nicht eingestehen,“ sagten die wenigen Nachbarn, die überhaupt noch mit ihr sprachen.

Bébée sah sie mit großen, fragenden Augen an. „Ich habe nichts Böses gethan,“ entgegnete sie sanft, aber Niemand glaubte ihr.

„Ein Mädchen schließt sich nicht um Nichts und wieder Nichts von der ganzen Welt ab und wird bleich und mager,“ so meinten die guten Leute. Sie hätte sündigen können soviel sie wollte, wenn sie nur nachher so vernünftig gewesen wäre, den braven Johann zu heirathen.

Aber so sich abzuhärten und keinem Menschen ein Wort zu gönnen und immer noch zu thun, als sei sie ganz schuldslos, das war in den Augen der Nachbarn eben das größte Unrecht.

Denn das Dorf, so klein es war, dachte und handelte hier wie die große weite Welt.

23. Kapitel.

Und der Winter war gekommen. Der Schnee lag süßhoch, und der rauhe Wind jagte die zitternde Menschheit mit seiner Geißel von Eis über die kahlen Flächen oder durch die steilen Straßen der Stadt. Traurig tönten die Glöckchen der Hundefarren oder Maulthiere durch den dichten, weißen Nebel der flandrischen Ebene, und die müden Pferde glitten aus und stürzten auf den schlüpfrigen Wegen und holprigen Steinen der kleinen flämischen Städte. Dennoch war die Bevölkerung lustig genug an manchen Orten.

Da gab es Messen und Kirnmessen; da waren Puppen-theater und Kirchenfeste; da gab es Schlittenfahrten auf den Ebenen und Schlittschuhläufer auf den Canälen; da gab es warme wollene Kappen und lustig knisternde Holzfeuer; da wurden Geschichten erzählt beim traulichen Herde, auf dem die Zwiebelsuppe brodelt; da gab es Zuckerpüppchen für die Kinder und geweihte Rosenperlen für die jungen Mädchen, die ihnen der Liebste mit zärtlichem Kuß um den roßigen Hals schlang. In der Hauptstadt selbst war die hohe Festzeit des Winters mit aller Pracht eingezogen: da gab es Feste in Kirchen und Palästen, Bälle und alle Arten von Schaustellungen, da spielte die Wachparade unter den kahlen Bäumen, da blitzte die Uniformen, da lachten frische Wangen und leuchtende Augen aus kostbaren Pelzummüllungen, da wehten goldne Locken unter reizenden, schwarzen Sammetmützen, und liebliche Sphingidengestalten ruhten in weichen Polstern zurückgelehnt und ließen sich von Fest zu Fest tragen

In dem kleinen Dörfchen bei St. Guido waren Bébée's Nachbarn auch in ihrer Weise vergnügt und lustig. Die Frauen arbeiteten sich halb blind an trüben Wintertagen bei der Spizzenweberei, fanden aber doch, trotz des kargen Lohnes, immer ein paar Pfennige, um für die Kleinen zu Hause ein Spielzeug oder ein Stückchen Kuchen zum Sonntag zu kaufen. Am Abend kamen die alten Freunde oft zusammen in Mutter Krebs' weiter Küche in der Mühle, klöppelten Spizzen beim Scheine einer großen Lampe, und Kinder und Hunde wärmten sich mit ihnen zugleich an dem mächtigen Kachelofen. Dann mochte der Wind heulen, und der Schnee draußen wirbeln, sie achteten es nicht, sondern erzählten sich Geistergeschichten, bis die späte Stunde sie in ihre Hütten und Betten trieb, nachdem sie noch ein Vater Unser gemeinschaftlich für die armen Leute auf der See gebetet hatten.

Bei solchen Zusammenkünften vernahm man diesen Winter Bébée's junges Gesicht sowie den Klang ihrer weichen Stimme, der fröhlich wie der Sang der Drossel das Gespräch belebt hatte.

Die Nachbarn schauten wohl im Vorbeigehen hinein und sahen sie immer über ihr Buch gebeugt, — oftmals brannte kein Feuer auf ihrem Herde.

Längst schon waren es die Kinder müde geworden, Bébée zu bitten, mit ihnen zu spielen, da sie es ihnen immer abschlug; die Eltern schüttelten bedenklich die Köpfe: was konnte das sein, was das Mädchen so bleich und wortkarg machte? — so fragten sie sich unter einander.

Allmählig zogen sie sich von ihr zurück. „Wer weiß,“ sagten die Gevatterinnen, „welche schwere Sünde des Kindes Seele belastet!“

Wohl arbeitete Bébée nach wie vor unermüdetlich in Haus und Garten, war sanft und fleißig wie sonst, schenkte den Kindern die frische Ziegenmilch und den Armen Alles, was sie hatte.

Aber die Leute fürchteten sich vor ihr, fürchteten den traurigen, leeren, abwesenden Blick der Augen, jenes stumme Herzeleid, welches ihrer ganzen Erscheinung aufgeprägt war, und deshalb, weil sie solchen Jammer nicht verstanden, meinten sie, Bébée's Geheimniß müsse Sünde und Schande sein.

So ließen sie das Kind allein und nickten ihr kaum noch zu, wenn sie ihr begegnete.

Nur Johann glaubte den Verleumdern nicht, trotzdem daß ihm Bébée's Hüttenhür fest verschlossen blieb, und sie ihn beim Begegnen fast ebenso wenig beachtete, wie den Schnee zu ihren Füßen.

Und mitten im Winter starb in einer Nacht die alte Annemie. Bébée fand sie, den Kopf an die Dachlücke gedrückt, als sie in der Abenddämmerung zu ihr gegangen war. Ihre linke Seite war völlig gelähmt, sie athmete noch schwach, und ihr Bewußtsein war schon halb geschwunden.

„Sieh nach, ob das Schiff kommt,“ murmelte sie. „Heute wirst Du die Flagge nicht erkennen können, denn der Nebel liegt so dicht; aber seine Socken liegen da, und die Pfeife ist gestopft. Sieh ja immer hinaus, heute Nacht muß er wiederkommen.“

Doch ihr todtter Geliebter kam nicht zu ihr, sie aber, die treueste Seele, ging heim zu ihm. Ihr armer, schwacher, alter Körper wurde auf dem Armentirchhof begraben, und die Schiffe kamen und gingen unter der leeren Dachlücke vorüber nach wie vor, Bébée aber fühlte sich noch vereinsamter, als vorher.

Sie hatte nun Niemand mehr, für den sie arbeiten konnte, kein Band, welches sie mit dem Dasein Anderer verknüpfte. Wie wenig bedurfte sie für sich selbst! Die Rüben, die auf einem kleinen Stroifen ihres Gartens gediehen, der Erlös für die frischen Eier genügte, um ihren bescheidenen Unterhalt zu fristen.

(Fortsetzung folgt.)

John und Jenny Bull daheim und auf dem Continente.

Von L. von Bischoffshausen.

(Mit sechs Originalzeichnungen „Engländer auf Reisen“ von Julius Kleinmichel.)

Ist es auch Anderen schon aufgefallen, daß die Engländer, je nachdem sie hier bei uns oder daheim auf ihrer Insel weilen, ein ganz verschiedenes Benehmen gegen ihre Mitmenschen an den Tag legen, verschieden in Manier und Courtoisie, in Rede und Geberde, ja sogar in Manier und Haltung? Ich meinstheils habe in dieser Beziehung die sonderbarsten Erfahrungen gemacht und mich oft vergeblich gefragt, warum diese Kinder des Nebels es sich wohl zur Richtschnur machen, hier zu Lande allen Gesezen schnurstracks zuwider zu handeln, welche ihnen Sitte und Herkommen, Gefühl und Pflicht daheim auferlegen, und denen sie sich dort stets willig und mit dem besten Anstande von der Welt unterwerfen?

Verurtheilt Einen das Schicksal gar dazu, mit einem Sohne Albions länger in einem und demselben Coupé zu reisen, so hat man Gelegenheit (besonders wenn die Fahrt bei Ebdtkuhnen beginnt und erst bei Ostende ihre Endschafft erreicht), sich über die Unmanier, die Grobheit und über die langen Beine des Insulaners grün und gelb zu ärgern, denn er entblödet sich keineswegs, diese seine Extremitäten beharrlich vor die Waggonthür zu strecken und — ein leicht durchschautes Schlafmanöver fingierend — seine Mitreisenden, so oft sie das Freie gewinnen wollen, zu zwingen, darüber hinweg zu vollgiren.

Wie gefällig, wie ritterlich und mittheilsvoll haben sich dagegen die Cavaliere aller übrigen Nationen, ja selbst die übel beleumundeten Russen und Schweden, benommen, wenn es galt, mir bei Unterbringung meiner fünf Reisetaschen, respective Säcke, meiner beiden nicht sehr umfangreichen Kaffen und nur einen etwas unförmigen Huttschachtel, meiner Decken, Schirme, Shawls, meiner Tücher, Kissen und meines Feldstuhls beizustehen!

Mr. Thomson dagegen, mit dem mein Unstern mich auf meiner letzten Reise nach England zusammengeführt hatte, blieb ganz ungerührt, als ich alle diese Kleinigkeiten direct über seinem Kopfe weg aus dem Neze zerrte, und er ließ es

ruhig geschehen, daß ich dreimal zum Wagen hinaus und wieder hereinletern mußte, um meine Siebensachen wie Strandgut nach und nach auf dem Perron und im Wartesaal zu bergen! Es ist wohl nicht zu verwundern, daß sich ob solcher Gefäßlosigkeit und Ungeklärtheit die Purpurröthe des Jorres zu dem Gelbgrün des Mergers gefellte und mit dieser Milance auf meinem Antlitze um den Vorrang kämpfte.

Auf dem Dampfschiffe blieb mir Gottlob sein verhafter Anblick erspart, denn uns trennte nicht allein die Sonderung der Geschlechter in Herren- und Damencajüten, sondern auch die Verschiedenheit unserer Constitutionen. So ein Engländer, und besonders so ein grober, wird niemals seefrank, und wir Deutschen sind es leider immer, wir mögen nun grob oder fein befaltet sein und aus Preußen stammen oder aus Hannover.

Nach sechsständigen, sehr anstrengenden und schmerzlichen Versuchen meinerseits, das innere Gleichgewicht und den äußeren Gleichmuth wieder herzustellen, schleppte ich mich auf die endlich erfolgte Meldung des Steward, daß wir in Dover angelangt seien, mühselig und mit zwei Reisefäcken beladen, die enge Wendeltreppe hinauf demjenigen Theile des Verdecks zu, wo man eben bemüht war, eine Verbindungsbrücke ans Land zu werfen. Plötzlich trat ein Herr auf mich zu, bemächtigte sich meiner beiden Säcke mit einer Leichtigkeit, als ob sie die Reifegarderobe eines Esels und nicht die Habseligkeiten einer copulanten alten Stiftsdame enthielten hätten, und sagte mit großer Zuversichtlichkeit in Ton und Miene:

„Erlauben Sie, Madame, daß ich Ihnen ein wenig behilflich bin und Sie von dem Gepäc befreie.“

Zu wollte anfangs meinen armen zerrütteten und durchschüttelten Sinnen nicht trauen, aber es war — wirklich und wahrhaftig — es war Mr. Thomson, mein Reifegefährte von Epskühnen her, dem ich, Gott weiß was Alles, an Unglück und Mißgeschick angewöhnt hatte! Wahrlich, es wäre mir glaublicher erschienen, daß Königin Victoria mir ihre Privatnacht, mit ihrem Bruder, dem Prinzen von Leiningen als Steuermann darauf, entgegengehielt hätte, als daß diese wandelnde Masse der Primärperiode plötzlich organisches Leben, ja sogar menschliches Gefühl an den Tag legen würde! Und siehe da, aus seinen Zügen leuchtete ordentlich Etwas wie Güte und Wohlwollen, und in den so schmählich verumwundenen Beinen machte sich eine nicht geringe Beweglichkeit und Rüstigkeit in meinem Dienste bemerklich.

Im Nu war er drüben auf dem Damme und hatte meine Sachen in einem Coupé des dort harrenden Zuges untergebracht; dann kam er zurück, unterstützte meine schwankenden Schritte auf der schmalen Verbindungsplanke, placirte mich in die bequemste Ecke des Waggons und ließ auch dann nicht nach, mit Umsicht und ritterlicher Aufopferung für mich zu sorgen, als es galt, mir in Dover durch die lästigen Steuer-Revisionen und in London zu einem Cab zu verhelfen.

Es ist natürlich Hochmuth, zum Theil aber auch die Furcht, sich durch Zuversichtlichkeit im Auslande Weitläufigkeiten und Verwickelungen zuzuziehen, was den Engländer in der Fremde den unempfindlichen, theilnahmlosen Statisten und bei sich zu Hause den zuvorkommenden Gentleman agiren läßt, der gleichsam schon auf der Schwelle seiner Heimath die Sonne des dortigen Lebens machen will. Aber wäre eine kleine Verschmelzung der beiden Rollen nicht natürlicher und menschlicher und vor allen Dingen nicht viel erträglicher für ihre Mitgeschöpfe?

Zu habe, Dank meiner vielfachen fremd- und verwandtschaftlichen Verbindungen mit dem Lande jenseits des Kanals, gar mancherlei Erfahrungen (und zwar nicht immer günstige Erfahrungen) mit reisenden Engländern gemacht, denn leider sind es nicht stets die besten Früchte, welche man uns von dem etwas überfüllten Marke des Lebens herüberjendet. Zu darf aber auch nicht leugnen, daß mir gar manche Freunde und besonders gar mancher Spaß aus jenen Beziehungen erwachsen ist, und vor Allen war es Miß Mullygatawnie, eine alte, biedere Schottin, welche sich für mich und meine Freunde als unerschöpfliche Quelle des Amusements erwies.

Miß Home, eine junge englische Verwandte, welche einen Sommer lang bei mir in R. lebte, war das Verbindungs-glied zwischen der Schottin und mir gewesen und sie hatte dieselbe als eine bewährte Freundin ihrer Familie bei mir eingeführt; dennoch vermied sie es eben so sorgfältig wie ich, sich mit der benachbarten Freundin öffentlich sehen zu lassen, denn wir mußten uns Beide sagen, daß mit Miß Mully's äußerer Erscheinung nicht gerade viel Staat zu machen sei; von Sauberkeit und Nettigkeit, sonst die gepriesenen Vorzüge ihres Stammes, wußte sie nichts; es sah aus, als wären ihr die Kleider, die sie trug, durch einen Sturm- oder Wirbelwind angeflogen, und Niemand kam auf die Vermuthung, daß sie selbst bei deren Anlegung irgend eine Hand im Spiel gehabt hatte. Betrachtete man ihre Kopfbedeckung etwas näher — man durfte die Uniform, ohne die Junst der Modistinnen tödtlich zu beleidigen, unmöglich einen Hut nennen — so konnte man sich des Verdachtes kaum erwehren, daß sie ihr zuweilen auch als Sitzkissen dienen müsse.

Auch von der Natur war die alte Dame nicht rücksichtsvoll behandelt worden. Nicht nur, daß sie äußerst kurzichtig war, wurde sie auch von Rheumatismus arg geplagt, so daß ihr namentlich die Manipulation des Essens große Schwierigkeiten bereitete.

Mährend blieb es jedoch, daß die gute Seele, trotz Alters und Unbeholfenheit, trotz Gicht und Kurzsichtigkeit, niemals in ihrem Eifer, die deutsche Sprache zu erlernen, erlahmte, noch, trotz der peinlichsten Gegenbeise, an dem glühenden Erfolge ihrer Anstrengungen zweifelte. Keine Gelegenheit ließ sie sich entfallen, die wenigen Brocken, welche sie wußte, in einer Aussprache anzubringen, welche die Leute glauben machte, sie rede lappländisch zu ihnen oder in einem Idiom der canadischen Rothhäute. Auch eine Verehrerin der schönen Künste war Miß Mullygatawnie und — Gott sei es gegnagt! — auch ansäbende Künstlerin! Sie spielte die Ziehharmonika, und ich hoffe, der Himmel rechnet uns jene wiederholten Ausbrüche von Lust und Heiterkeit nicht als Spott und Verhöhnung an, denen wir uns hinter ihrem ziemlich breiten Rücken hingaben, sobald sie das ungefüge Instrument — es hatte die Größe einer mäßigen Drehorgel — aus seinem Kasten nahm, auf dem abschüssigen Schooße placirte und mit beiden Armen an den Handhaben der Harmonika zu ziehen und zu zeren begann. Der Anblick erinnerte gar zu lebhaft an die schwerfälligen Bewegungen jenes australischen

Bogels, dem man in den zoologischen Gärten begegnet, wenn er Anstalten macht, sich in die Luft zu erheben und vergessen zu haben scheint, daß der Wärter ihm die Schwungfedern ausgezogen hat.

Außer der fixen Idee: in ihrem achtundfünfzigsten Jahre noch deutsch lernen zu wollen, war sie auch noch von einem anderweitigen Spleen beherrscht, der sich aber erst bei einer kleinen Reise, welche Miß Home und ich unternahmen, geltend, und zwar auf höchst unangenehme Weise geltend machte. Sie behauptete nämlich, auf Reisen niemals Hunger zu verspüren und sich unter keinen Umständen an der Collation theilnehmen zu wollen, welche Miß Home und ich uns etwa bestellen mochten. Wurden unsere Erfrischungen dann aufgetragen, so humpelte die wunderliche alte Dame eine Weile ungeschlüssig und in der ihr eigenthümlichen schrägen Richtung des Körpers um den servirten Tisch herum, prüfte die aufgetragenen Gerichte durch ein Zorngnon, das sie nur vor ein Auge hielt, und — mit den Worten: „O, ich werde auch!“ setzte sie sich endlich, ohne irgend welche von uns ergangene Aufforderung, lassen an den Tisch und aß mit besserem Appetite, als irgend eine von uns.

Zu weiß nicht, war es diese verdrießliche Marotte, oder das Mitschleppen verschiedener vierchrötiger Kisten von Dielenholz, ganz glatt und ohne Handhabe, deren Transport natürlich uns, ihren beiden rüstigen Trabantinnen, anheim fiel, was uns am meisten gegen sie aufbrachte und empörte. Die Kisten enthielten allerlei Ersthandes aus der Schweiz: Uhren, Schmuckereien und Glaswaaren, und waren so ziemlich das Einzige, was sie von ihrem Hab und Gut von einer kurz zuvor unternommenen Expedition in das Berner Oberland gerettet und heimgebracht hatte. Ihr Geld — sie hatte Sorge getragen, ihre ganze Baarhaft in Gold umzuwechseln und in einem eigens dazu konstruirten Beutelchen aufzubewahren — war ihr während ihres Schlummers in einem Baseler Omnibus entwendet worden, während sie ihren Reisesack mit Allem, was sie an Garderobe, an Wäsche, Kämme, Seifen, Bürsten und Schwämmen zum täglichen Leben brauchte, in einem Wartesaale zu Heidelberg zurückgelassen hatte, wo sie ebenfalls in süßen Schlummer verfallen war und die Abfahrt des Zuges um ein Haar verschlafen hätte. In R. halfen wir ihr, alle die verlorenen Gegenstände, bis auf die Ziehharmonika, welche Gott sei Dank ebenfalls auf der Verlustliste stand, zu erfragen, und unsere alte Freundin war Dank der neuen Acquisitionen ein paar Tage lang ganz reputlich anzusehen.

Nachdem diese Ausrüstung besorgt war, begaben wir uns alsbald auf die längst projectirte Reise: die beiden englischen Damen strebten auf Umwegen der Heimath zu, während ich ihnen nur bis Kreuznach das Geleite zu geben dachte. Der Ehrgeiz der alten Mullygatawnie, der sie trieb, den verschiedenen Schaffnern, Trägern und Biletverkäufern am Bahnhof mit ihrem Deutsch imponiren zu wollen, verursachte uns stets viel Last und Weitläufigkeiten, denn es lief stets darauf hinaus, daß sie in den Nordzug placirt wurde, wenn sie nach Osten strebte, oder daß sie sich in den hannoverschen Courierzug gesetzt hatte, wenn sie den „Bummelzug“ nach Frankfurt benutzen wollte. Sobald sie jedoch mit unserer Hilfe richtig placirt und darüber beruhigt war, die richtige Direction eingeschlagen zu haben, verfiel sie augenblicklich in süßen Schlummer.

Sie hatte auch geschlafen, als auf einer kleinen Station oberhalb Marburgs eine Frau in unser Coupé eingestiegen war, welche ihrer Kleidung, ihren Manieren und ihrer ganzen Erscheinung nach offenbar in die dritte Classe gehört hätte und ihr Abancement wohl nur der Günst ihres Gatten, des Oberchaffners bei unserem Zuge, verdankte. Zu Friedberg trat ein Colleague ihres Mannes an unser Coupé, erkletterte den Wagentritt und begann mit lauter Stimme seine Begrüßungen und Freudenbezeugungen über ihren unerwarteten Anblick in unsern Wagen hinein zu rufen.

„Na, da sind Sie ja! Das ist aber brav, daß Sie sich auch einmal bei uns sehen lassen!“

Durch den lauten Ton der Begrüßung aus ihrem Schlummer geschreckt, glaubte Miß Mully, die freundliche Anebe gelte ihr und von dem Grundsatz ausgehend, daß gutgemeinte Artigkeit, von welcher Seite sie auch immer kommen möge, stets durch Artigkeit zu erwidern sei, beeilte sie sich in huldreichstem Tone zu entgegnen:

„Ich danke Ihnen, mein Herr, vor Ihren gütigen Theilnahme zu mir.“

Das ist aber gar nicht schön von Ihnen, daß Sie so schnell an uns vorüberfahren,“ brüllte der Schaffner weiter, ohne die Gegenrede der Schottin im geringsten zu beachten oder zu verstehen. „Sie hätten doch ein bißel bei uns bleiben sollen.“

Sie sind fähr gütig, mein Herr, ich danke verbindlichst für Ihre freundliche Einladung.“ (Dieser Satz war offenbar eine glückliche und ihr sehr zu Statten kommende Reminiscenz aus dem kleinen Ahn.)

Wenn Sie zurückkommen, lassen wir Sie aber nicht an uns vorüberfahren, da müssen Sie hübsch ein paar Stunden bei uns bleiben.“

„Ich gehe zurück zu England, ich wollen nicht kommen zurück zu Deutschland für ein lange Zeit, aber ich bin fähr viel verbunden.“

„He does not speak to you, — he does not mean you at all!“ vermochte endlich Miß Home, welche es einen Kampf kostete nicht laut aufzulachen, hervorzubringen.

„Oh, doesn't he?“ fragte das arme Opfer der Kurzsichtigkeit und Höflichkeit in sehr enttäuschem, ernüchtertem Tone und sank verdrießlich in ihre Schlummerede zurück.

In Bingerbrück hatten wir, um den Weg nach Kreuznach einschlagen zu können, die Rheinbahn zu verlassen, und es galt in Eile unsere sämtlichen Taschen, Säcke, Schirme und Miß Mully's glatte Dielenkisten — deren Anblick allein schon genügte, unser Blut in Wallung zu bringen — so schnell als möglich aus dem Wagen zu räumen, denn der Zug hielt dort nur eine Minute an.

Als wir endlich glücklich draußen standen und unsere Effecten überzählten, bemerkte ich zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß der neue, große Reisesack unserer Schottin plötzlich einen Zwillingenbruder bekommen hatte und einen der Säcke mit großer Anstrengung in die Höhe haltend, fragte ich

die eben verlassene Reifegesellschaft, ob der Doppeltgänger vielleicht das Eigenthum eines der Herren Passagiere sei?

Eine Fluth gewiß sehr ungerechtfertigter Vorwürfe und Scheltworte war der Lohn meiner Umsicht und Gefälligkeit. Der sich schnell bekennende, aber höchst erzürnte Eigenthümer bemächtigte sich des Sackes mit unverkennbarer Gier und Entrüstung und verhehlte keinen Augenblick, daß er uns im Verdacht halte, ihm sein Besitztum entführen gewollt zu haben, gerade, als ob wir nicht schon schwer genug an unsern Schweizerproducten zu schleppen gehabt hätten!

Auf einmal — als sich der Zug gerade in Bewegung setzen wollte — stieg ein banger, entsetzlicher Zweifel in meiner Seele auf. „War der fortgegebene Reisesack auch der richtige? hatte ich nicht vielleicht den falschen zurückbehalten?“ — ich wollte eben halt! halt! rufen und meinen Verdacht kundgeben — da zwifte mich Etwas am Kleide, und mich umwendend, blickte ich in das lachende, von Schadenfreude und Schelmerei ordentlich glänzende Gesicht meiner kleinen englischen Cousine, welche die gegebene Verwechslung sofort erkannt und durch absichtliches Schweigen schmählich unterstützt hatte.

Zu schrie jetzt wirklich: halt! aber meine zitternde Stimme wurde durch den gellenden Pfiff der Locomotive überdönt, der Schaffner schlug den Wagen zu, und die grobe Reisende fuhr mit den Nachkleidern, mit dem funkelneuen Chignon und den sechs neuen Taschentüchern der Miß Mully in die weite, weite Welt hinaus, der Kämme und Schwämme gar nicht zu gedenken, welches Alles eben erst für schweres Geld und mit unsäglich Mühe beschafft und erstanden worden war!

Zu wollte der armen, vom Schicksal so arg Geprüften meinen Verdacht auf der Stelle mittheilen, aber der kleine Spat an meiner Seite flüsterte mir in herzbeweglichen Tönen zu:

„O, bitte, sagen Sie ihr Nichts! o, denken Sie doch, wie überrascht sie sein wird, o, bitte, bitte, verderben Sie uns nicht den herrlichen Spaß!“

Und ich schwieg. Das Schicksal mußte die Arme ja ohnehin früh genug ereilen, wozu sie vor der Zeit betriben und ängstigen? Nennend ließ sich ja Nichts mehr an der Sache.

Unser Logis in Kreuznach war bestellt, aber wie klopfte mein Herz, als ich das Haus betrat. Würde sie heut Abend noch zur Table d'hôte gehen, ihren neuen blauen Bardgeschawl umhängen und folglich den Reisesack auf der Stelle öffnen wollen? Nein, der Kelch ging noch einmal an mir vorüber; die liebenswürdige Wirthin hatte uns als Willkommen einen kleinen Imbiß auf dem Zimmer besorgt. Aber endlich kam doch die Nacht heran, und mein Schlafzimmer lag dicht neben dem der Schottin, und Puck, der kleine englische Dämon, war schon auf dem Posten, und sah durchs Schlüsselloch und lauschte an der Thürspalte und zitterte vor Aufregung und anticipirtem Vergnügen.

Da endlich klappert Miß Mully mit ihren Schlüsseln — jetzt steckt sie einen derselben in das Schloß des Reisesacks — es geht nicht auf. Sie leuchtet laut ob der ungewohnten Anstrengung und bückt sich und bringt erst den Schlüssel an das rechte Auge und dann das linke Auge an das widerpenstige Schloß. Nun macht sie noch einen zweiten Versuch, und siehe da, das Schloß springt wahrhaftig auf, und gleich darauf fallen ein, zwei harte Gegenstände — es müssen Stiefel gewesen sein — mit argem Gepolter auf den Boden des Zimmers. Große, unheimliche, aber höchst erwartungsvolle Pause auf beiden Seiten der Thür — und dann ein lauter Ton — halb Schrei, halb Klagegestöhn und endlich die Worte: „O, Fräulein, Fräulein! kommen Sie geschwind zu mir! ich habe schon wieder verloren mein Sach! dies ist die Sach von ein Gentleman! What am I to do! Was bin ich zu thun?“

Wir liefen zu ihr und fanden sie wie eine Tröblerin von einer Menge sehr wenig lockend aussehender Gegenstände umgeben, welche rings um sie her auf dem Boden zerstreut lagen. Hier rollte ein Duzend Cigarren umher, dort lugten ein Paar gestrickter Pantoffeln, deren Bergißmeinnicht die Farbe der Irene längst verloren hatten, unter etwas defecter Wäsche hervor, sehr wenige, und sehr dürftige Reinlichkeits-Utensilien ruhten noch in der Mündung des Sackes, während die überraschte Besitzerin dieser Schätze mit einem Rasirmesser in der Hand da saß und zu überlegen schien, ob es nicht am gerathensten sei, mit einem einzigen Schnitt dieses Instrumentes allen künftigen Verwechslungen und Erdemüthen ein Ende zu machen.

Wir halfen ihr natürlich für diese Nacht mit unserer Garderobe aus, packten die fremden Sachen mit spigen Fingern wieder in den fremden Sack, schlossen ihn zu und schickten ihn andern Tags in der freilich schwachen Hoffnung auf den Bahnhof nach Bingerbrück, dort dem vertauschten Bruder zu begegnen. In dieser Erwartung sahen wir uns natürlich betrogen, und die Aermste mußte sich bequemen, in Kreuznach zu einer neuen Equipirung — also innerhalb einer Woche der zweiten — zu schreiten, ohne daß der Verdacht ihre edle Seele beschlichen hätte, wir Beide, Miß Home und ich, könnten irgendwie an ihrem Unglück Schuld sein.

Als ich im verflossenen Sommer in England war, erhielt ich eine überaus freundliche Einladung, die alte Miß Mullygatawnie in Tise zu besuchen. Sie sollte ein wunderliches Besitztum in dieser lieblichen Grafschaft haben, wie man mir sagte, wo es großartig hergehe, wo sie selbst in feiner, gediegener Kleidung erscheine, ihre Gäste auf das reichste bewirthe, ihre Dienerschaft gut halte, und wo man in keiner Weise an die knappen Einrichtungen und launenhaften Beschränkungen ihres continentalen Lebens erinnert werde, aber ich hatte ihr gegenüber doch ein zu schlechtes Gewissen. Wer weiß, die Ziehharmonika war auch vielleicht wieder angeschafft worden, kurz, ich habe ihrer Einladung nicht Folge geleistet.

Auch für die bekannnte und so vielfach belachte Eigenthümlichkeit des Britten, den größten und erschütterndsten Ereignissen gegenüber theilnahmlos und unempfindlich zu bleiben, konnte ich daheim bei ihnen keine Belege finden. Dort scheinen sie dem Ungewöhnlichen und Ueberraschenden gegenüber dasselbe Stauen, denselben Schrecken zu empfinden, wie wir Festländer auch, und ich habe nie bemerkt, daß sich irgend Jemand die Mühe gegeben hätte, den empfangenen Eindruck in Mienen und Worten zu verbergen. Wohl aber habe ich hier einige komische Proben dieser psychologischen Abnormität gesehen, welche sich denn auch an den betreffenden Personen selbst empfindlich gerächt hat.

Es war im Juni 1870, also kurz vor Ausbruch des leg-

*) „Er spricht ja nicht mit Ihnen, — er meint Sie ja gar nicht!“

**) „O, wirklich nicht?“

ten Krieges, an den jedoch damals noch Niemand ernstlich glaubte, als die beiden Miss Nightingales, zwei nicht mehr ganz junge Damen, bei mir in S. erschienen, um meinen Rath betreffs einer kleinen Rheintour zu vernehmen, welche sie alsbald anzutreten gedachten. Erst nach großer Anstrengung gelang es mir, St. Bradshaw, den sie, wie alle Engländer, als fünften Evangelisten verehrten, zu entthronen und einen Rundreisepfad mit all seinen gebotenen Vortheilen — Preisermäßigung, Bequemlichkeit, Zeiterparnis — dafür zu substituieren. Sie fügten sich zwar schließlich meinen Gründen, aber der eigentliche Spaß an ihrer Reise war ihnen fortan genommen; ich sah wohl ein, ich hätte ihnen diese Leuchte auf ihrem Lebenspfade nicht ausblasen dürfen.

Gar bald nach ihrer Abreise wurden die Kriegsgerüchte drohender, und schneller, als es irgend Jemand für möglich gehalten hätte, brach das Unwetter über unsern Hauptern los. Wer erinnerte sich nicht des Hangens und Bangens in Ungewissheit und Zweifel, nachdem König Wilhelm Ems verlassen und von der Bevölkerung Berlins mit Jubel und den lebhaftesten, enthusiastischsten Ausrufungen der Umgebung und des Opfermuthes empfangen worden war? Bis an mein Lebensende werde ich mich der Spannung und peinlichen Erwartung, sowie all der Vorgänge jener schwülen Sommernacht



Im Coupé.

erinnern, bei deren Anbruch ein Jedes sich sagen mußte, daß wir dicht vor der Entscheidung unseres Schicksals ständen, daß der Morgen Krieg oder Frieden bringen werde. Endlich — es war schon fast Mitternacht — hörte ich, wie ein Reiter die lange, stille Straße in scharfem Trab dahergesprenkt kam und vor der Wohnung meines Nachbarn, des Obersten von S., anhielt und klopfte. Der bringt gewiß die Bestätigung des lang Befürchteten, dachte ich und stand auf von meinem Lager und blickte über das Gärtchen hinter meinem Hause nach dem Reiter da drüben und lauschte der Botschaft, die er bringen würde.

„Der Herr Oberst soll sich unverzüglich auf die Commandantur begeben,“ meldete der Bote dem öffnenden Soldaten, und nach kaum zehn Minuten sah ich den Obersten in seinem Mantel gehüllt aus seinem Hause treten und eiligen Schrittes die stille, mondbeschienene Straße hinabgehen. Ich blieb am Fenster und horchte auf seine Schritte, und es kam mir vor, als schallten sie nicht nur aus weiter, weiter irdischer Ferne, sondern aus der Ewigkeit herüber. Mit was für bangen Gefühlen mögen erst die Seinigen ihm nachgeschaut und

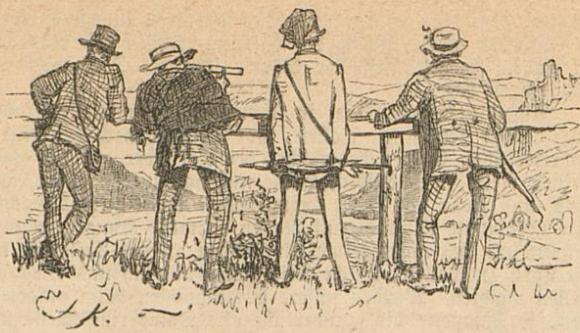


Partie im Gebirge.

auf seine Schritte gehorcht haben! Und wohl hatten sie Recht, die Aermsten, wenn sie Schlimmes ahnten, denn der Oberst gehörte zu den ersten Opfern, welche der graue Kriegsgott forderte.

Im Unsehen war die Nachricht von der erfolgten Kriegserklärung in der Stadt verbreitet, und trotz der späten Stunde rottete sich das Volk zusammen, es wurden Reden gehalten und Lieder gesungen, und Alles bekundete laut und stürmisch seine Hingebung an das Vaterland und das glühende Verlangen, den Hohn des Franzmann zu rächen und die Schmach, welche man unserem ritterlichen König anzuthun versucht, in Franzosenblut abzuwaschen.

Ich dachte nun auch öfter und nicht ohne Sorge an meine beiden reisenden Engländerinnen, die meiner Berechnung nach sich so recht mitten zwischen den Kriegsvorbereitungen befinden mußten. Die Zeitungen berichteten, daß bei Mainz und Bingen, bei Frankfurt und Heidelberg schon Truppenbewegungen in größerem Maßstabe stattgefunden hätten, da ich aber ganz ohne Nachricht von meinen Freundinnen war, so suchte ich mich durch die Vorstellung zu beruhigen, daß



Schöne Aussicht.

der erste Schall der Kriegsdrummete sie gleich aufgeschreckt und über die Grenze getrieben haben würde, und daß sie sicherlich längst wieder in der Heimath angelangt sein würden. Wer beschrieb aber mein Erstaunen, als sie nach dreiwöchentlicher Abwesenheit plötzlich und ohne jegliche vorausgegangene Meldung in mein Zimmer gestürzt kamen, laut weinend, mit gerungenen Händen und so verzweifelter Geberde, als wären sie von ihren Sinnen verlassen. Miss Jemima legte ihren Kopf auf meine rechte Schulter, Miss Susan den ihren auf meine linke, und wenn man schon vorher von einem lauten Schmerzensausbruch bei ihnen reden konnte, so stießen sie nunmehr ein vollendetes Wehgeheul aus. Keine von Beiden schien sich soweit ermannen zu können, um ihren Gefühlen articullirten Ausdruck zu geben. Und o Gott! wie saßen sie aus! Die Gesichter von Thränen, Staub, Hitze und den Abdrücken ihrer schwarzen Handschuhe förmlich marmorirt. Die Chignons auf einer Seite des Kopfes hängend und der Hut auf der anderen, — es ist fast nicht möglich, sich eine sprechendere Gruppe der Verzweiflung, ja fast der gänzlichen Vernichtung durch Gram und Jammer zu denken, als diese beiden Schwestern in jenem Augenblicke darstellten.

Ich umschlang sie beide mit meinen Armen und richtete meine Trostesformeln und Beruhigungsworte aufs Geradewohl bald nach der rechten, bald nach der linken Schulter zu, ohne ein anderes Resultat zu erzielen, als daß das Gestöhn immer herbrechender, die Thränenbäche immer ausgiebiger wurden.

Endlich, endlich, als mir bereits sehr sauer zu werden begann, die grambeladenen Wesen auf meinen Schultern zu balancieren, ermannte die älteste Schwester sich soweit, daß sie unter bitterem Schluchzen doch einige Worte hervorzustoßen vermochte.

„We are done for, es ist um uns geschehen! man will uns nicht nach England ziehen lassen! man hält uns mit Gewalt hier zurück!“

„O, und wir müssen nach England zurück!“ fiel hier Susan mit einem so erschütternden Tone des Jammers ein, daß es mir durch die Seele schnitt, und allerlei tragische Vermuthungen mein Gehirn durchkreuzten, ob sie sich vielleicht der Polizei verdächtig gemacht hatten, und ob man sie gar für französische Spione gehalten haben könne und demzufolge am Weiterreisen hindern wolle?

„O, um Gotteswillen helfen Sie uns! Verlassen Sie uns nicht, ein Wagen steht vor der Thür, fahren Sie mit uns zum Bahnhof, — denn wir müssen fort, and they won't let us! man will uns nicht fortlassen!“

Ich war natürlich sofort bereit, diesem Wunsche zu willfahren, und zwei Minuten später rollte ich mit ihnen dem Bahnhof zu.

Unterwegs gelang es mir denn auch, sie in so weit zu beruhigen, daß sie mir Grund und Ursache ihres Kummeres mittheilen konnten.

Ohne von den großen Ereignissen, welche sich rings um sie her vollzogen, irgend welche Notiz zu nehmen, waren die beiden Damen dem vorgezeichneten Strich ihres Rundreisebüchchens gefolgt. Wohl hatten sie bemerkt, daß fast alle Waggons der verschiedenen Bahnzüge mit Soldaten angefüllt waren, und auch, daß man sich nicht mehr wie ehemals auf die pünktliche Zunehaltung der vorgeschriebenen Abfahrtszeiten verlassen durfte, daß Kanonen und Munition, Pferde und Waffen aller Art verladen und transportirt wurden, aber es war ihnen nicht eingefallen, nach Grund und Ursache dieser Erscheinungen zu forschen.

Der Abspielung verschiedener Familienscenen, wo Vater und Mutter einem jungen Rekruten um den Hals gefallen waren und dabei geschluchzt hatten, als solle das Herz ihnen brechen, hatten sie zum öfteren mit Mißbilligung, ja sogar mit Verachtung zugeschaut, und besonders indignirt waren sie gewesen, als sie wahrnehmen mußten, daß auch ein und der andere Soldat, trotz des grünen Busches an seinem Helm und auf der Spitze des Bayonnetts, Thränen in den Augen gehabt



Engländer mit seiner Lady.

und gerührten Abschied von den Seinen genommen hatte. „Ein lächerliches, kindisches, sentimentales und überhöfliches Volk, diese Deutschen!“ hatten sie bei sich gedacht. „Der Soldat fährt ganz bequem per Eisenbahn auf den Exercirplatz oder wird in eine neue Garnison geschickt, und siehe!

nicht nur seine ganze Familie, sondern er selbst zerfließt in Thränen weiblicher Rührung. Ohne Küsse und ohne Thränen kann der Deutsche einmal kein Geschäft abschließen. Komische, kindliche Nation!“

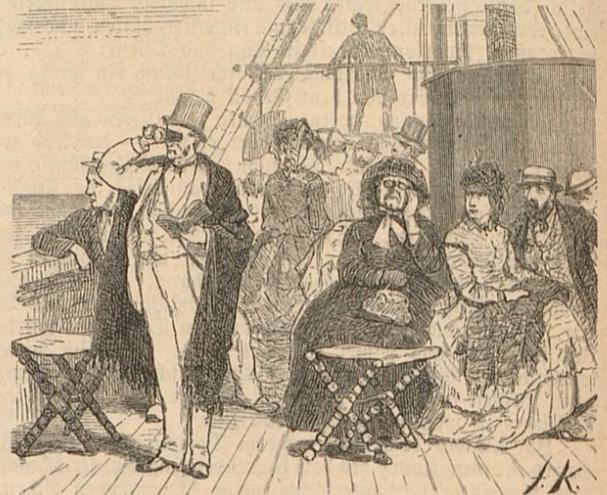
Mit dieser kaltsblütigen und überlegenen Anschauung waren die zwei Schwestern endlich auch nach Wiesbaden gekommen, und da ein ungewöhnlich großer Truppentransport dort ihre Weiterreise um mehrere Stunden zu verzögern drohte, so hatten sie sich einer im Wartesaal vorgefundenen Nummer der „Times“ bemächtigt und sich Schwesterlich in Hauptblatt und Beilage dieser Zeitung getheilt.

„God gracious me! Jemima!“ schrie plötzlich Susan, welcher das Hauptblatt zugefallen war, ihre Schwester an, während sie zugleich bleich vor Entsetzen von ihrem Sitze emporsprang. „Es ist ja Krieg! Krieg zwischen Deutschland und Frankreich!“

„You don't say so! Was Du sagst!“ entgegnete die gelassenere Jemima, welche sich nicht so leicht ins Bockshorn jagen ließ. „Es ist wahrscheinlich eine alte Nummer der Times, die wir hier gefunden haben, vielleicht noch aus dem Jahre sechshundsechzig.“

„Nein, nein, sieh nur her, sie ist vom — ten Juli.“

„Susan, ich glaube, die ganze Geschichte ist bloße Erfindung, eine sogenannte Ente. Glaube mir, das Blatt ist eine



Auf dem Dampfboote.

falsche, in Deutschland gedruckte Nummer der Times; eine solche Nachahmung soll hier sehr oft courfürren.“

Durch die Ruhe und Zuversicht ihrer Schwester zwar in etwas getröstet, schlug die vorsichtige Susan aber dennoch vor, nach Frankfurt zurückzufahren und den englischen Consul daselbst um Aufklärung in dieser finstern Angelegenheit zu bitten.

Gesagt, gethan; der eben abfahrende Zug nach Frankfurt wurde bestiegen. Der englische Consul wird hoffentlich seine Landsleute kennen, denn sonst muß ihn das Erscheinen und die naive Frage der beiden Damen in das ungemessenste Erstaunen versetzt haben. Es muß ihm etwa den Eindruck gemacht haben, als frage ihn Jemand, der die helle Lohe aus dem Dachstuhl und zu den Fenstern eines Hauses herausgeschlagen, Balken brechen und die Wände wanken sieht, ob es in dem Hause vielleicht brenne?

Kaum hatten sie ihm ihre Bedenken mitgetheilt und den Wunsch zu erkennen gegeben, womöglich vor Ausbruch des Krieges — wenn ein solcher wirklich zu befürchten stehe — die Küste Albions zu erreichen, so hatte er sie beim Arm genommen, die Thüre geöffnet und mit den Worten: „Sie müssen so schnell, als es Ihnen möglich ist, H. . . . zu erreichen suchen; von dort gelingt es Ihnen vielleicht noch, nach England zu entkommen, von hier aus ist es nicht mehr möglich!“ hinausgeschoben.



An der Table d'hôte.

Zu H. . . . angekommen, hatten sie vergeblich versucht, sich bei einem Bahnbeamten Gehör zu verschaffen. Auch dort wimmelte der Bahnhof von Soldaten, und nur für diese hatte man Aufmerksamkeit, Theilnahme und Interesse. Endlich hatten ihnen mehrere Privatpersonen die „zermalene Kunde“ gegeben, daß es zu spät für sie sei, daß der Civilverkehr auf allen preussischen Bahnen aufgehört habe.

Der Consul hatte ganz Recht gehabt, sie zur äußersten Eile anzutreiben. Nach langem Harren, nach vielen vergeblichen Bitten erhielt ich endlich von dem mit Geschäften überhäuft, ja fast zu Tode gehetzten Billeverköufer auf dem Bahnhofe zu H. . . . den Bescheid, daß an jenem Abend der letzte Zug nach Köln abgehen werde und dem Publicum noch einmal zur Benutzung frei stehe. Diese Worte tönten natürlich wie himmlische Musik in den Ohren der beiden Damen. Sie nahmen sehr erleichterten Herzens Abschied von mir und dem kriegsbedrohten Lande und versprachen reumüthig und zerknirsch, sollten sie je einmal wieder nach Deutschland kommen, den Vorkommnissen um sie her größere Aufmerksamkeit und unparteiichere Beurtheilung zu schenken.

Die „Deutsche Jugend“ und Einiges über Jugendliteratur.

(Mit drei Illustrationsproben aus der „Deutschen Jugend“.)

„Für unsere Kinder ist das Beste gut genug.“
„Wir müssen die Jugend lesen lehren, indem wir ihr jetzt das Gute und Schöne zuführen, damit sie künftig das Geschmacklose und Unästhetische durch sich selbst zurückstoße.“
Herbart.

Die außerordentliche Bedeutung einer gut geleiteten, tüchtigen Privatlectüre als eines „unentbehrlichen, durch Nichts zu ersetzenden Hilfsmittels der Jugenderziehung“, wird von gewissenhaften Eltern und Pädagogen unserer Tage mehr als je gewürdigt, und die bezüglich Literatur mehr denn je von kritischen Organen und pädagogischen Vereinen einer eingehenden Sichtung unterworfen. Derartige kritische Jugendchriftenverzeichnisse sind u. A. von Merget in seiner Geschichte der Jugendliteratur, von dem Berliner, Wiener und dem trefflichen schweizerischen Lehrerverein herausgegeben worden. Bestimmte Grundzüge werden für die Auswahl der Jugendbibliotheken festgesetzt, und eine Reihe hervorragender Werke von den Organen der Regierung zur Anschaffung für die Schulbibliotheken besonders empfohlen.

„Die Jugendliteratur“, sagt ein bekannter Pädagoge, „ist zu einer Macht herangewachsen, die mit unermesslichem Einfluß, ob berufen, ob unberufen, sich in die Erziehung der Jugend eindringt und in weiterer Folge auf die Bildung der ganzen Nation einwirken muß.“

Wer den bedenklichen Einfluß der ersten Lectüre auf Urtheil, Gesittung und Geschmackrichtung der Jugend beobachtet hat, wer es weiß, daß weder der vorzüglichste Schulunterricht, noch die sorgfältigste häusliche Erziehung die sittlich belebende Wirkung einer guten Hauslectüre entbehren kann, der muß diese ersten Bestrebungen unserer Zeit mit ganz besonderer Freude begrüßen. „Anregungen und Entschlüsse edelster Art werden durch die Jugendliteratur in unsere Seele gesenkt.“ Was kein Lehrer anzusprechen vermag, spricht das stille Buch in das Herz des Kindes, des Jünglings.

Bei der Ueberbürdung, welche die stets steigenden Ansprüche der Schule den jugendlichen Geistern zumuthen, wird die Geschmack- und Gemüths- ausbildung oft nur allzu sehr vernachlässigt. An dieser Stelle vornehmlich hat die Jugendliteratur ergänzend und helfend einzutreten und an einer harmonischen Gesamtbildung mit zu wirken. Jeder, der sich auf dem Gebiete der Jugendliteratur musternd und sichend umschaut, wird allerdings erschauern über die unglückliche Fülle des „gefährlichen Mittelmäßigen“, über die Menge der Unberufenen, welche für die Jugend schreiben, und wird mit Gerühm in die Klage einstimmen über die vielen Jugendbücher mit „leichten, unfähig läppischem und durch Ueberreizung und Entnervung fittenverderbendem Inhalt“. Meint doch Herder sogar, „daß oft ein einziges Buch auf eine ganze Lebenszeit einen Menschen verderben könne“.

Aber wenn es auch wahr ist, daß die Mehrzahl unserer heutigen Jugendchriften mittelmäßig, geschmacklos und geistlos, abern und geradezu schlecht ist, verweisen dürfen wir nicht, daß gerade den letzten Decennien eine Reihe von Jugendbüchern, besonders belehrenden Inhalts ihre Entstehung verdanken, welche die Anerkennung des Jugendfreundes in hohem Maße verdienen. Wir erinnern an die Schriften eines Herrn Majus, A. W. Grube, Ferd. Schmidt, G. Wagner, W. Osterwald, Th. Colshorn, D. Sutermeister u. A. Dagegen steht es allerdings auf dem Felde unserer Jugendliteratur, welche sich an das Gemüth, den Geschmack und die Phantasie der jungen Leser wendet, immer noch öde und traurig genug an. Die meisten dieser Jugendwerke glauben, eben weil sie für Kinder berechnet sind, auf jeden höheren, ästhetischen Werth, jede wahrhaft künstlerische Ausbildung und Ausstattung verzichten zu können.

Allerdings haben wir auch auf diesem Felde manche werthvolle und sogar einige höchst beachtenswerthe Erscheinungen zu verzeichnen; wir erinnern an A. an R. Reinick's, F. Gull's, G. Scherer's, G. Nieritz, Sey's, D. Wildermuth's, H. Klette's, F. Sturm's, R. Löwenstein's Fieber, Märchen und Erzählungen. Die überwiegend große Menge des Gebotenen aber erschreckt uns durch eine wahrhaft betäubende Jämmerlichkeit, und nach und nach ist bei dieser Behandlung der wichtige Zweig der Jugendliteratur geradezu in Mißcredit gerathen und wird selbst von einem Theil der Kritik als ein völlig preisgegebenes Gebiet betrachtet, auf dem schreibselige Mütter und geschmacklose Präceptoren ungefährdet ihr Wesen treiben dürfen.

Die wenigen Autoren von Bedeutung, die sich diesem Fache noch zuwenden, sind durch ihre Leistungen auf diesem Gebiet längst bekannt und anerkannt.

Die schönste und edelste Gabe, die je ein Poet von Gottes Gnaden unserer deutschen Jugend geboten hat, bleibt des lebenswürdigen Robert Reinick leider längst vergessener Jugendskizzenkalender mit seiner Frische und Heiterkeit, Anmuth und Sinnigkeit, seinen duftigen Märchen, poetischen Erzählungen, köstlichen Bildern und der reichen Ausstattung prächtiger Holz-



Originalzeichnung von Paul Thumann.
Zu: Der Blinde im Frühling, von Julius Sturm.

Schnitte nach Originalzeichnungen wahrhaft tüchtiger Künstler. Leider ging das herrliche Unternehmen bald nach des Dichters Hinscheiden wieder ein, da sich keine geeignete Kraft zur Fortsetzung derselben fand.

Wessen Kindheit in diesem Zauberhain wandelte, wer hier seine Phantasie und sein Schönheitsgefühl bildete, an dem hat sich die Wahrheit unseres Mottos, das wir diesen Zeiten voranstellen, gewiß bewahrheitet. Wie ein lieber Nachtigallengejang aus dem Garten der Kindheit, tönen uns jene Reinick'schen Fieber und Märchen noch in unserm Alter hinüber.

Das Wort Arnold's wurde hier lebendig: „der Dichter sollte zu der Jugend reden, für sie schreiben und sie begeistern. Er allein versteht ihre Sprache.“ Ja, der echte Dichter, der wahre Künstler sollte sich dieser dankenswerthesten Aufgabe unterziehen.

Von diesen und ähnlichen Gedanken scheint ein Unternehmen auszugehen, das in ästhetischer Beziehung an die Intentionen anzuknüpfen sucht, die Robert Reinick seinem Jugendskizzenkalender zu Grunde legte, die dort gestellte Aufgabe aber erweitert und den Ansprüchen unserer Tage gemäß ausgebaut hat: die vortrefflich organisirte und geleitete Jugendschrift: „Deutsche Jugend“. Illustrierte Monatshefte, herausgegeben von Julius Lohmeyer unter künstlerischer Leitung von Oskar Pletsch. Verlag von Alfons Dürr in Leipzig.

Wer nur immer ein Heft dieses schönheitsstrahlenden Jugendwerkes in den Händen gehabt hat, ist ein Freund der „Deutschen Jugend“ geworden, von der nun bereits vier stattliche Bände in schön ornamentirten Einbänden vorliegen, der Anfang einer Jugend- und Familienbibliothek, wie sie schöner, anregender und werthvoller nicht gedacht werden kann. Das Erscheinen des Werkes in Monatsheften verleiht ihm für die Jugend einen ganz besonderen Reiz.

Oskar Pletsch, der berühmte Zeichner der Kinderwelt, ist der künstlerische Leiter des Unternehmens. Schon dieser Name garantiert für eine gewisse Classicität der künstlerischen Leistungen; neben ihm aber finden wir fast alle unsere besten Meister der Illustration, selbst die greisen Altmeister der Kunst unter den Mitarbeitern des Werkes vertreten.

Wir nennen nur: Ludwig Richter, den großen Poeten des Holzschnittes; Friedrich Preller, den Maler der Dohnseelandschaften; Joseph Ritter v. Führich, den großen Stylisten; und neben diesen W. Camphausen, A. v. Werner, den jugendlichen genialen Meister, den stets graciösen Thumann, den humoristischen ideenreichen Thierzeichner Fedor Flinzer, Albert Hentschel den Zeichner der allbeliebten

Skizzenbücher; Ludwig Burger, den allbewanderten Meister; A. v. Seyden, den Kenner des Mittelalters; Gustav Spangenberg, den Luther- maler, neben denen eine Reihe anderer bedeutender Kräfte, sämmtlich mit Originalbeiträgen vertreten sind. Die Holzschnitte sind musterhaft, ja unübertrefflich schön und klar, wie in allen den berühmten Publicationen der bekannten Verlagsfirma Alfons Dürr. Noch nie vorher haben, das steht außer Frage, Künstler dieser Ausstattung entspricht in hohem Maße der literarische Theil. Dem gewissenhaften Herausgeber Julius Lohmeyer scheint wirklich nur „das Beste für unsere Kinder gut genug zu sein“.

Wir finden in diesen Heften, deren Inhalt für Knaben und Mädchen berechnet ist, erzählende Dichtungen, Jugenddramen und Märchen von wahrhaft poetischem Werthe. Wir begegnen unter den Erzählern hier Namen von Autoren wie Theodor Storm, Hermann Schmid, Richard Leander, Julius Sturm, Johann Meher, Emil Frommel und Anderen; auch die lebenswürdige Ottilie Wildermuth und die maßvollen, klarverstandigen Schriftsteller: Ludwig und S. Stieler haben treffliche Beiträge geliefert. Aus Robert Reinick's dichterischem Nachlasse finden wir einige besonders anmuthige kleine Schöpfungen hier aufbewahrt.

Eine Fülle von prächtigen, formschönen Liedern, vaterländischen Balladen und andern Gedichten tönt überall aus diesen Blättern hervor. Wir finden in der „Deutschen Jugend“ Beiträge von Emanuel Geibel, Friedrich Bodenstedt, Karl Simrod, Herm. Klette, Julius Sturm, Klaus Groth, Karl Gerold, Ad. Stöber, Heinrich Viehoff, Julius Wolff, Friedr. Gull, v. Blätthgen, Fr. Oldenberg u. A.

Den poetischen Humor scheinen Victor Blüthgen mit seinen fein pointirten lustigen Einfällen, der frische unerschöpfliche Dichter des „Kindergartens“, Rud. Löwenstein und Johannes Trojan mit seiner zarten Sinnigkeit und neuen Drollerie zu repräsentieren. Außer den Genannten finden wir eine Reihe von besonders für die Jugendbildung begabten Poeten als Mitarbeiter thätig. Sehr anmuthig und schön sind auch die Räthsel und Sinnsprüche.

Aber nicht nur dem poetisch Schönen, dem Unterhaltenden und künstlerisch Anregenden, auch einer veredelnden Belehrung ist hier ein Platz eingeräumt. In hervorragender Weise wird das Vaterländische, Nationale betont. Die Jugend soll in erster Linie ihr Vaterland kennen lernen, sie soll mit seinen besten Männern, Denkern und Helden, den Schicksalen unseres Volkes, mit den Schönheiten und Eigenthümlichkeiten der deutschen Landschaften und Stämme und der heimischen Natur vertraut werden. Es ist ein durchaus gesunder Boden, auf dem wir uns hier bewegen. Einfach und schlicht ist alles Dargebotene und ohne jede forcirte Deutschhümelei. Wir erinnern hier an die trefflich geschriebenen Biographien Mozart's und Joh. Haydn's von S. Stieler; an die markigen Charakterbilder Stein's, Uhländ's und des alten Deshauners von Fr. Körner; Speckbacher's von A. W. Grube und vieles Andere.

Die nächsten Hefte sollen, wie das Verzeichniß sagt, das Leben Friedrich des Großen von Ferd. Schmidt, die Biographien von Schill, Mettelbeck, Rietchel, Gütten, Lessing u. A. bringen.

Von landschaftlichen und Städtebildern heben wir als besonders werthvoll hervor: die Schilderungen der Marienburg, der Wartburg, des Bosenfels und die Wanderungen längs des Rheines.

Meister Ferd. Preller widmete der „deutschen Jugend eine Reihe vaterländischer Landschaftsbilder“ aus Thüringen, Tirol, Böhmen und Nügen, welche von Herrn Majus u. A. mit Texten begleitet werden.

Besonders erfreulich ist es auch, daß unsere ehewürdigen alten National- sagen und Feste der Jugend hier vorgeführt werden. Wilh. Osterwald, bekannt durch seine musterhaften Bearbeitungen deutscher Sagenstoffe, erzählt mit Theodor Colshorn die Sage vom Siegfried, der sich Bearbeitungen der Sagen vom „Hofengarten“, von dem „Untergang der Nibelungen“ u. A. anschließen sollen.

Von besonderem Werthe sind auch die sinnig gemüthvollen Naturbilder von Gustav Jäger, Herrn Majus, Karl Ruff, C. Reinhold, Heinrich Reise u. A.: Beim Bienenwatter, Bekannte Thiere, Unsere Haus- freunde, Junge Sammler, und wie sie alle heißen.

Anregungen zu Verstandesübungen und künstlerischer Selbstthätigkeit geben Robert Löwiche in seinen „Ausschmählern“, und Fedor Flinzer in seinen erfindungsreichen „Tausendkünstlern“. Auch hübsche musikalische Beiträge von Karl Reinecke, Fr. Paecius u. A. finden wir in diesen Heften. Wir sehen überall auch in der sorglichen Auswahl der Stoffe das Bestreben, das Werthvollste und pädagogisch Musterhafte zusammen zu führen.

Für jedes Jugendalter sind hier Gaben geboten, und selbst die Kleinen gehen nicht leer aus. Mit Jubel wird ein jedes Monatsheft von den Kindern begrüßt, und durch die gemeinschaftliche Lectüre am Familientische ein gesteigerter geistiger Verkehr zwischen Alt und Jung angeregt, während sich in dem Anschauen wahrhaft anmuthiger Formen ein sicheres Schönheitsgefühl in den Kindern erzieht. Ein stiller, warmer Schönheitsglanz schwebt über dem Ganzen. Ueberall weht ein gesunder, kräftiger und pädagogisch feinfühligster Geist. Wo wäre in der ganzen deutschen, französischen und englischen Jugendliteratur eine einzige periodische Zeitschrift zu finden, welche



Originalzeichnung von Anton von Werner.
Zu: Der Königraub Ballade von Julius Wolff. (Kaiser Heinrich IV. wird als Knabe von Bischof Anno von Cöln geraubt.)

in Bezug auf Illustrationen und Gehalt aller Beiträge überhaupt der „Deutschen Jugend“ an die Seite gestellt werden könnte?



Originalzeichnung von Oskar Pleisch. Zu: Kinderlieder, von Karl Simrod.

In allen hervorragenden Organen der Presse, voraus denen der pädagogischen, findet das von erster vaterländischer Gesinnung getragene Unternehmen freudigste Unterstützung und die Anerkennung, daß es seine außerordentlich schwierige Aufgabe in möglichst vollkommener Weise gelöst habe. Zieht man in Betracht, welche Summen für oft so thörichtes und meist so leicht vergänglich Spielzeug und erbärmliche Bilderbücher ausgegeben werden, so erscheint uns bei der Reichhaltigkeit und dem dauernden Werthe des hier Gebotenen die Aufgabe, welche die Anschaffung dieser Zeitschrift beansprucht, als eine billige und geringfügige. Jeder Band, aus sechs Heften bestehend, kostet zwei Thaler.

Wir glauben, keine schönere Gabe voll edler Anregungen den Erziehenden und Eltern für den Weihnachtstisch ihrer Lieben empfehlen zu können, als die „Deutsche Jugend“.

Die drei prächtigen, der „Deutschen Jugend“ entnommenen Holzschritte nach Originalzeichnungen von A. von Berner, Oskar Pleisch und Paul Thumann in dieser Nummer werden das Lob, das wir den Illustrationen der Zeitschrift spendet haben, voll auf rechtfertigen.

N. L.

Das „Home“ des Japanen.

Von Eufemia von Kudriassky.

Wir werden der gewaltigen und mächtigen Nation des stolzen Insellandes England nicht zu nahe treten und dem interessanten Inselstaate des entfernten Ostens Japan nicht zu viel Wehrauch streuen, wenn wir den Ausdruck bestätigen, den wir von mehreren Sachverständigen hörten, daß man die Japanen die Engländer des Ostens nennen kann. Wenn wir sie in ihrer Häuslichkeit beobachten, welche, wenn auch auf europäischen Boden verpflanzt, doch ihren Grundtypus nicht einbüßt, so finden wir die meisten jener vorzüglichen Eigenschaften, welche den Engländer kennzeichnen und uns den Aufenthalt in seinem Lande so angenehm, ihn selbst aber und alle seine Einrichtungen so schätzenswerth machen, die man in dem nicht zu übersetzenden Worte „Comfort“ zusammenfassen kann. Jene Wechselwirkung, die in England zwischen dem Geber und dem Empfänger dieses Behagens entsteht, gründet sich bei den Japanen auf gleichartige Charakterzüge. Es stehen da in erster Reihe: Reinlichkeit, Ordnung, Verlässlichkeit und eine mitunter in Pedanterie umschlagende Genauigkeit und Nettigkeit. Da wird Alles in Miniaturtaschen und Büchsen verschlossen, letztere oft wieder in kleine Seidenlappen gehüllt, und dies mit einer Aufmerksamkeit verfertigt und besorgt, die nach mancher Menschen Urtheil einer bessern Sache würdig wäre. Wollte man daraus den Schluß ziehen, als bedinge diese minutiöse Pünktlichkeit und Diffideltät etwa eine besondere Schwerfälligkeit, so wäre dies eine grundfalsche Ansicht. Ich habe mich mehr als einmal in dem Hause meiner begabten und liebenswürdigen Schülerin, der Frau Tei Watanabe, Gemahlin des ersten kaiserlich japanischen Legationssekretärs zu Wien, vom Gegentheil überzeugt. Nie wurde so schnell manchen meiner kleinen Wünsche willfahrt, wie im Hause Watanabe, nie dort ein Auftrag, eine Bitte vergessen, nie eine abschlägige Antwort gegeben. Anfangs, da aus Mangel aller verbindlichen Hilfsmittel der Unterricht der deutschen Sprache, den ich Frau Tei erteilte, große Schwierigkeiten verursachte, und das den Japanen angeborene Mißtrauen sie mir gegenüber zurückhaltend machte, mußte ich mich freilich mit spärlichen Daten über das, woran ich so lebhaftes Interesse nahm, begnügen, hie und da nur errathen oder wenn ich eine anderwärts gewonnene Kenntniß über das Zauberland berichtigen wollte, zuweilen die bittere Täuschung erfahren, daß mich Frau Tei mit ihren geistvollen braunen Sammetaugen verwundert und zugleich unbefangenen anblickte, und ein niederschmetterndes: „Ich weiß nicht“ alle meine Forschungen zu Schanden machte. Da ich nun bald mehr als ein halbes Jahr mit ihr in täglichem Verkehr stehe, sich unser Verhältniß des Lehrers zum Schüler in ein wahrhaft freundschaftliches verwandelt hat, und ich Alles, was ich den Vertretern des kleinen Kaiserstaates an bereitwilligem Entgegenkommen geboten, nur durch Dankbarkeit und Wohlwollen gelohnt sehe, will ich die japanische Frau wie sie mir theils in Wirklichkeit, theils mittelst Schilderungen entgegentritt, als Mittelpunkt annehmen und das japanische „Home“ um sie zu gruppieren suchen.

Wollen wir uns eine der größten japanischen Städte, allenfalls Tokio (Yeddo), Simoda, Kijoto (Miyako), die frühere Residenzstadt des Kaisers, wohin er sich jetzt wieder in Folge des Aufstandes zurückgezogen, oder die Hafenstadt Yokohama vorstellen, so wird uns der Anblick der meist einstöckigen Häuser angenehm berühren. Ein zweites Stockwerk wird nur dann aufgeführt, wenn man Waaren oder Vorräthe unterbringen will. Man sieht hölzerne Häuser — in der Mehrzahl — gemauerte oder sogenannte feuerfeste Waarenhäuser — Nuriya — und strohbedeckte Hütten nebeneinander stehen. Die Nuriya sind bei den Häusern der Vornehmen mittelst eines Ganges mit dem Wohnhause verbunden und schließen Werthgegenstände, darunter auch Kleider und Vorräthe in sich. Feuersbrünste sind häufig, und trotzdem die Böschankalten vortrefflich organisiert sind, werden oft ganze Stadttheile ein Raub der Flammen. Weiße und schwarze Holzziegel oder die zierlich übereinandergelagerten Holzschindeln zeichnen die Dächer der Vornehmen aus, auf denen eine Feuerleiter mit einer Signalglocke angebracht ist; der Bauer deckt seine bescheidenen Hütte mit Stroh. Das Dach ist weit vorspringend, schützt die Fenster aus ölgetränktem Papier, welche auch oft ein zierliches Bambusgitter ersetzt, vor Regen und hält die heißen Sonnenstrahlen von den kühlen, lauschigen Gemächern fern. Auf den um das Haus herumlaufenden Galerien stehen „Windschirme“, welche wir „Wandschirme“ nennen, um vor Zugwind zu schützen, wenn die Bewohner des Hauses sich auf dichten Matten vor den kleinen niedrigen Theetischen gruppieren wollen.

Eine besondere Aufmerksamkeit schenkt der Japanen dem

Garten, der, wenn noch so klein, eine unumgängliche Zuthat jedes Hauses ist. Zieht der Vornehme Myrthen, Stechpalmen, Kamelien, Cyressen, Azaleen und Obstbäume, welche letztere man besonders der Blüthen wegen schätzt, und kann er sich von der seltsamen Spielerei nicht losagen, welcher auch der Nachbarstaat, das Reich der Mitte huldigt, die Pflanzen in künstliche Formen von Fächern, Schiffen und anderen Figuren zu zwingen, so bietet doch das Ganze mit den netten Brücken, kleinen Felsen und Teichen verziert, wo dem Hausgötzen oder dem Heiligtum der abgechiedenen Vorfahren ein lauschiges Eckchen im Garten bewahrt bleibt, stets frische Blumen stehen, und Abends Räucherwerk angezündet wird, einen gar behaglichen, zierlichen Anblick, und selbst der einfache Krämer und Handwerker will einen grünen Fleck, wo zwischen Moos und Steinen sorgfältig gepflegte Blumentöpfe und Zwergbäume stehen, keineswegs vermissen. Von Lehrern brachte uns die jetzt in Wien eröffnete Blumenausstellung mehrere Exemplare, darunter einen kaum ein und einen halben Schuh hohen knorrigen Nadelbaum, ähnlich unserer Thuja, der das respectable Alter von 600 Jahren zählt.

Haben wir nun die glatten, wohlgeputzten Kieswege durchschritten und dem Spiel der Goldfische in dem Miniaturteich eine flüchtige Aufmerksamkeit geschenkt, dann treten wir in das Haus selbst. Dort fallen uns die schon erwähnten Fenster auf. Feine Bambusmatten mit durchbrochenem Muster, welche den Ausblick, aber nicht den Einblick gestatten, sogenannte Oberlichter, nämlich geschnitzte, durchbrochene Holztafeln über den Eingängen, so wie verschiedenartige Papier an den Schiebethüren belehren uns gleich über einen Zweig der japanischen Industrie. Die Zimmer sind ebenfalls durch verschiebbare Wände getheilt und werden als Speise-, Gesellschafts-, Toilette- und Schlafzimmer benutzt. Als Betten dienen mehrere übereinandergelagte Matten und ein rundes Kopfkissen, ähnlich unsern Schummerlauten, das ein abschüssiges Holzgestell mit einer Lade unterstützt. Seltener Weise hält sich der Japaner in einen weiten und langen die wattierte seidene Schlafrock, der ihm das Nachkleid und die Decke ersetzt. Im Sommer wird der Fußboden der Zimmer mit sehr haltbarem Papier, im Winter mit Matten, worauf eine Lage Watte und als oberste Schicht Seidenstoff gelegt ist, bespannt. Allerdings läßt jeder Besucher seine hohen Stöckelsandalen im Vorgemach und betritt diesen kostbaren Boden nur mit Strümpfen, die, aus weißem Baumwollstoff genäht, eine starke Piqueohle als Basis besitzen.

Die zierlichen Holz- und Lackkästchen, welche ein japanisches Zimmer schmücken, sind uns nicht fremd; Kohlenbeden und die unvermeidlichen Tabakkästchen mit Bündelholzchen stehen vertheilt; in zierlichen Bambuskästchen, welche die Form von kleinen Pavillons zeigen, zwitschern Singvögel; von der Decke hängen runde Bouquets aus künstlichen Blumen, meist die rothe Cydonia japonica, von denen lange Bänder herabflattern; Gestelle zu Kleidern, Bildern oder den zwei von vornehmen Japanen getragenen Säbeln, Metallspiegel auf Holzgestellen im Damenzimmer, kleine Theetische mit all dem reizenden Apparat, von dem wir bei unserer Vereitung des in China und Japan einheimischen Getränkes keinen Begriff haben, und es ja eigene Lehrmeister in Japan gibt, um diese schwere Kunst dem Laien beizubringen, sind unentbehrliche Geräthschaften eines japanischen Zimmers. Der Schreibtisch zeigt uns die Kanne zum Wasser, die Zuckertangen, den Reibstein, der meist in ein reizendes gelacktes Kästchen eingepaßt ist, die zierlichen Pinsel aus Kaninchen-, Fuchs- oder Dachshaar zu sehr billigen Preisen, welche am besten im Fürstenthum Satsumo verfertigt werden, so wie das gelbliche, weiche und doch zähe, starke Papier aus Pflanzenfasern. Papierlaternen sind in die Küche verbannt, und Tischlampen, meist antiker Art, werden in den Zimmern verwendet, darin eine geruchlose ölige Flüssigkeit, Namens Mu-spin-too, oder Kerzen aus Pflanzenwachs verbrannt, die oft in der Art unserer Exprotokollen künstlich bemalt sind, doch werden solche nur bei festlichen Gelegenheiten oder in den Miya's (Tempeln) benutzt. Jede Dame aus den bessern Ständen bekommt bei ihrer Vermählung ein Saiteninstrument, entweder ein Koo-to oder Samisen mit, wie in Europa die Bräute einen schönen Flügel erhalten. Dabei hat Alles seinen bestimmten angewiesenen Platz, und da einige Mal im Tage gefeiert, gepußt und gewischt wird, überdies unsere europäische Landplage, der Staub, sich nicht zur Verzewerfung der Hausfrauen breit macht, können die schönen Sachen und Sächleichen leicht nett und rein erhalten bleiben.

Um nun auch einen Blick auf die den meisten Damen interessantesten culinaren Einrichtungen Japans zu werfen, sei hier erwähnt, daß die Mahlzeiten auch des Morgens, Mittags und Abends, wo die letzte das eigentliche Diner vorstellt, gehalten und mit mehreren Zwischenstationen des Theetrinkens gewürzt werden. Das erste Frühstück besteht in Thee, das zweite in Fisch, Reis, Bohnensuppe, Gemüse, und endlich die Hauptmahlzeit des Abends aus mehreren Gerichten und Früchten. Ich hatte Gelegenheit von den Lehrern eine Art Dattelpflaume und eine mit gebranntem Zucker überzogene Nuß zu kosten, die beide sehr schmackhaft waren. Eine gelbe durchsichtige Masse, die man mit Holzstäbchen aus einer tiefen Schüssel herausspinnt, aus Hirse bereitet ist und Amé heißt, sowie eine weiße sulzartige Speise, die ihre Entstehung einem besonderen Mehl aus Pflanzenmark verdankt und kalt mit Zucker servirt wird, sind besonders Kindern und fränklichen Personen sehr zuträglich. Der Buddha cult, die Religion der untern Klassen, schließt Fleisch- und Milchgenuß — letztere nennen dessen Anhänger weißes Blut — aus. Die Vornehmen, welche sich zu der Shinto- oder Sintoo-Religion, erstere, der ursprüngliche alte Kamidienst, letztere eine auf Confutse's Philosophie gegründete Lehre, bekennen, genießen wohl Fleischspeisen, ziehen aber Gemüse und Meerbewohner vor; an letzteren ist kein Mangel, da z. B. im April und Mai auf dem Markte von Yeddo allein 70 verschiedene Gattungen Fische, Krabben, Krebse, Sepien und Mollusken zum Kauf angeboten werden. Von Gemüsen ist Kohl (Wakana) sehr beliebt, von dem auch in Dichtungen die Rede ist, Rettig, den sie in den größten Dimensionen ziehen, und im Frühling die kleinen grünen Sprossen des Bambus. In dieser Jahreszeit, wenn die Obstbäume in Blüthe stehen, wandeln die Japanen vor die Stadt in die Theehäuser und genießen einen Aufguß von Pfauenblüthen. Möglich, daß die frische Blume aromatisch schmeckt, ich kostete dieses Getränk nur von getrockneten Blüten und gestehe, daß ich schon schmackhafteres über die Lippen gebracht. Aus einer Seealgen- oder Tangart,

welche die Salanganen zum Bau ihrer ehbaren Nester verwendet, bereiten die Japanen eine Art Nudeln, welche auch eins ihrer Hauptnahrungsmittel ausmachen. Vogel, Wild und Schweinefleisch wird hie und da genossen, im Ganzen sind sie süßen Speisen abgeneigt und trinken auch den Thee ohne Zucker. Hauptgetränk bei den Mahlzeiten ist Sake, ein aus Reis bereiteter Wein, der anfangs im Geschmack an unsere gebrannten Wasser erinnert, zuletzt ein nachhaltiges Ostaroma versprühen läßt. Auch hier gibt es mehrere Gattungen, und so wurde mir kürzlich beim Gesandten Sano Tounetami eine Art davon — Mirin — Verjüngungstrank — geboten, der stark, aber herrlich schmeckt.

Und in diesem behaglichen „Home“ belauschen wir die japanische Frau in ihrem stillen Walten, in ihrer Eigenthümlichkeit. Freilich werden wir, was ihr Aeußeres betrifft, nicht so schnell mit unsern Schönheitsbegriffen zurecht kommen, obgleich die Bewohner Japans namentlich drei Dinge als anerkannte Schönheit ihr Eigen nennen: herrliche Zähne, tiefschwarzes glänzendes Haar, sammetbraune Augen mit langen schwarzen Wimpern. Noch weniger dürften wir uns mit der Tracht befremden, obgleich wir dabei auch bedenken müssen, wie leicht sich unser Auge allen Launen unserer europäischen Tyrannin: Mode genannt, anpassen muß und wirklich zuletzt das als schön erklärt, was man ein halbes Decennium später als unbeschreiblich lächerlich verwirft. Wenn es einem Parisier Mode-Drakon einmal einfiel, der bereitwillig sich unterwerfenden Damenwelt die Tracht der Japanen als Gesetz zu dictiren, so würde sicherlich von keiner Seite ein Einwand erhoben werden, und der Uebergang wäre nicht einmal so schmerzhaft, da haben wir zuerst die hohen Stöckelsandalen, die nur auf der Straße getragen werden und den Fuß gleichmäßig erhöhen, statt daß unsere zugespitzten Absätze das Untippen leicht zur Folge haben, und die schiefe Lage sogar bei einigen Damen Muskelkrankheiten hervorgerufen. Die Strümpfe, die ich bereits beschrieben, zeigen, wie die Fäustlinge, die große Zehe vom übrigen Fuß getrennt, und da legen sich die an der Sandale befestigten Sammetrollen hinein. Es entsteht dadurch ein eigenthümlicher Gang, den eine Japanin selbst in europäischen Schuhen nie ganz ablegen kann, und der etwas Trippelndes, Schwankendes an sich hat. Auch werden sie leicht müde. Die Kleider, sehr eng, wie Raftans, werden im Winter oft sechs- bis siebenfach übereinander gezogen, sie sind gewöhnlich von ungekochter Seide, einfach dunkler Farbe, mit einer Einlage feiner Seidenwatte, die Unterkleider von Krempen meist grau mit weißem Muster, auch roth gefärbt. Die Puffkleider der bessern Klasse, sowie die Gürtel sind von schön gemusterten Seidenstoffen mit Blumen, Vögeln, Fächern, kleinen Bäumen eingewirkt und mit zarten Goldfäden durchschossen. Am Oberarm des Kleides tragen Herren und Frauen auch ihr Wappen eingedrückt. Seltener Weise ist es Sitte, sie im Hause am Halse offen, zum Ausgehen und bei Besuchen ganz geschlossen zu tragen; die Aermel, weit und lang, sind auch als Tasche verwendbar, und man schiebt zwischen Futter und Oberzeug in einen offen gelassenen Spalt beliebige Gegenstände; namentlich thun dies die Kinder. Eine fast 6 Ellen lange, 3/4 Ellen breite Schärpe von starkem, gemustertem Seidenstoff wird um die Taille fest umgelegt, rückwärts in einen flachen, unförmlichen Knoten geschlungen, der fast den Zweck eines Rückenpolsters zu entsprechen scheint. Auch dieser Gürtel vertritt die Stelle einer Tasche, denn in ihn vertheilt die japanische Dame den Schlüssel, der ihre Kostbarkeiten versperert, ein Täschchen mit einem kleinen Spiegel, einem Kammer und einem Miniatur-Büchsen, worin in einer Vilitantentasche sich stechnadelgroße, vergoldete, stark nach Wohlgeruch riechende Pillen befinden, die aber aus Bären-galle gemacht, ein magenstärkendes Mittel sind, und — ihre Taschentücher. Obgleich es mir bekannt war, daß diese bei den Japanen aus kleinen viereckigen Papierstückchen bestehen, konnte ich doch nur mühsam mein Erstaunen verbergen, als ich das erste Mal Frau Watanabe, welche in ihren vier Wänden die Nationaltracht beibehalten und nur auswärts sich europäisch kleidet, ein solches Papiertäschentuch ruhig aus dem Gürtel ziehend und ihre zarte feine Nase darin versenken sah. Jetzt bedient sie sich kleiner Foulards oder Battisttücher. Bei Anwandlungen der Nahrung oder gar einem Thränenstrom genügt die Papiertücher nicht, da wird der Aermel zu Hilfe genommen, und die Rebeform für die höchste Potenz des Schmerzes, die sich auch in den Poesien oft findet, ist — „das Auswinden des Aermels“. Die arbeitende und dienende Klasse schlängelt um beide Oberarme ein bandartiges Stück Zeug, welches sich auf dem Rücken kreuzt und um die Taille fest gemacht wird, wie man früher Aehnliches bei Kindern angewenden pflegte, um sie zum Geradehalten zu zwingen. Dieses Band, welches die Dienerin nur bei starker Hausarbeit anlegt, wird als Erleichterungsmittel derselben angesehen.

Der Kopfschmuck ist verschieden. Die Frau und die Nebenfrauen des Kaisers tragen das Haar offen, die Frauen der Shogun oder höhern Civil- und Militärbeamten das ebenfalls herabhängende Haar stellenweise abgebinden; meist wird nach chinesischer Art hinaufgekämmt und in zwei offenen Schleifen flach auf den Kopf gelegt, diese mit feinen Papier schürchen fest gebunden, und eine kleine dolchartige Nadel gerade oder quer durchgesteckt. Nur Mädchen, nicht Frauen tragen Blumen, und so hat auch Frau Watanabe eine besondere Abneigung, sich dieser Mode, sei es als Haar- oder Hutaufputz, zu bedienen. Die vielen, oft unförmlichen, oh wie ein Heiligenschein aufgesteckten Nadeln müssen dem Kopf einer anständigen Frau fern bleiben; sie kennzeichnen gewöhnlich Damen, die überhaupt großen Aufwand auf ihre Kleidung verwenden. Auch das geschmacklose Schwärzen der Zähne, welches nur mittelst einer langwierigen und mühsamen Prozedur bewerkstelligt werden kann, kommt nach und nach außer Gebrauch. Im Winter schlängen die Frauen ein großes Gebändertuch um den Kopf, daß nur die Augen frei bleiben. Die kleinen Fächer werden in den Gürtel gesteckt, die praktischen Sonnen- oder Regenschirme in die Hand genommen. Ungetrenntlich als Geräthe ist bei Mann und Frau die kleine zierliche Tabakspfeife aus Bambusrohr mit einem Metallkopf, der nicht größer, als ein kleiner Fingerhut, eine erbsengroße Tabakfugel enthält, aus der man nur zwei oder drei Züge macht, die momentan starke Rauchwolke theilweise durch die Nadellöcher auströmen läßt, die Pfeife sofort ausklopft, um in einer Stunde dieselbe Prozedur zu wiederholen.

Die dienende Klasse zeichnet sich in Japan durch Fleiß, Geschicklichkeit und respectvolle, keineswegs servile Manier

Die Mode.

Die Gewebe aus Kameelgarn, Gemshaar, Wigognestoffe, Algierien mit farbigen Streifen und alle stärkeren Gewebe, welche man Ende vorigen Winters zu tragen anfing, werden auch im nächsten Winter getragen werden, und zwar zu Sammetröcken, die den Anzug heben.

Zu einfacher Toilette wird man Polonaisen, sowie auch Westen aus wollenen Repstoff (Belle-Bourbonnais) anfertigen, welche mit feinen seidenen, in Carreaux sich durchschneidenden Streifen gewebt sind; die Röcke aus einfarbigem Reps in gleicher Nuance kann man auch mit carriertem Wollensreps garniren.

Durch Dauerhaftigkeit zeichnen sich die drap-relief-Stoffe aus, welche man mit einfarbigem Reps oder Sammet von entsprechender Farbe garnirt; die beliebtesten Farben für diese Stoffe sind: Marengo, prune und olive.

Zur Straßentollette eignen sich besonders die verschiedenen carriert wollenen Stoffe, welche in allen Farben von schöner Wirkung sind. Bemerkenswerth darunter sind: Dammir (ein carriert Diagonalfloss), Beige uni und Beige carré. Ueberkleider aus Beige uni werden mit einer Vorbürze aus schwarzen Perlen, sowie mit Kettenstich-Stickerei aus schwarzer Seide verziert.

Als besondere Nouveauté zu eleganteren Promenaden-Costümen sind die Matlaeé-Stoffe zu erwähnen, halbseidene dicke Gewebe, welche in allen Farben von überragend schönem Effect sind. Man fertigt daraus Polonaisen und trägt letztere zu Röcken aus Sammet in entsprechender Nuance, die Polonaise wird mit gleichem Sammet garnirt.

Eine der nächsten Arbeitsnummern des Bazar wird ein solcher Anzug bringen. Außerdem sind Poul-de-soie rayé und uni, Plaid-royal und Pekin-glaac modern. Pekin-glaac, ein gestreifter, aus schwarzen Atlas- und grauen Taffettresten bestehender Stoff, wird zu Polonaisen verarbeitet, welche man zu Röcken von glaac uni trägt. Zu Polonaisen aus Plaid-royal, einem braunen, mit blauen Carreaux versehenen Wollensstoff, trägt man seidene Röcke in entsprechender Farbe.

Die im Winter zu tragenden Costüme werden an den Seiten sehr glatt sein, so daß sie nur einen kleinen Bausch bilden, auf welchem ein wenig seitwärts eine Bandschleife befestigt wird. Die Polonaise eignet sich mehr als die Tunita für diese Art von Costüm, deshalb ist sie mehr denn je beliebt.

Die Röcke fertigt man recht lang und garnirt sie mit Volants, die nach oben hin flach aufgesetzt werden. Auch die Taillen werden jetzt kürzer getragen, besonders wird man den herzförmig ausgeschnittenen Taillen mit einem krassen Henri III. den Vortzug geben, welche innen mit einer vollen, doppelten Füllröhre versehen sind. Der Taillenschöß ist meist ringsum rund. Die Aermel werden entweder hoch garnirt oder in Puffen arrangirt. Außer den Röcken mit Falten, welche am Saum befestigt einen Bausch bilden, versteht man den Rock mit einer einzigen, nicht befestigten Falte und nennt ihn jupe-empire.

Seidene Kleider werden stets in zwei Farben hergestellt und vorn, sowie an den Seiten mit viel Garnitur ausgestattet. Schwarz und weiß carriert Surha ergibt eine hübsche Herbsttoilette. Den aus großcarriertem Stoff gefertigten Rock garnirt man mit kleincarriertem Stoff, die Tunita oder Polonaise als kleincarriertem Stoff dagegen mit großcarriertem Surha.

Für dicke Wollentoffe verwendet man als Wasch Besenwerk, besonders Mirmelstier, oder einen Besaz aus grauen Straußfedern. Diese beiden Wasäge sind von hübscher Wirkung aus grauen Stoffen. Zur Garnitur dieser Stoffe verwendet man auch gesteppten Wasag, aus mehreren Steppstücken bestehend.

Zu Diners oder Soirées wird man weiße Gaze auf farbigen oder schwarzen Unterkleidern tragen; man verwendet zur Garnitur derselben mit Perlen besetzte Spitze oder eine aus Schmelzperlen gefertigte Schnur und befestigt sie in den Gazeopuffen. Weiße Gaze wird mit Blüßes aus gleichem Stoff garnirt, welcher vorher mit weißem glatten Streifenfäll von 1 1/2 Cent. Breite zu beiden Seiten begrenzt wird.

Ich sah einen in dieser Weise gefertigten hübschen Anzug: Der Rock aus rosa Faye war mit Blüßes- und schrägen Volants in abwechselnder Folge garnirt, die Polonaise aus weißer Gaze war am unteren Rande mit einer Marabout-Franze umgeben und vorn mit Schleifen aus granatfarbendem Sammet geschlossen, welcher mit einem Futter aus rosa Faye versehen war; eine große Schleife, deren Enden mit rosa Futter ausgestattet waren, war hinten an der rechten Seite befestigt. Die Aermel, sogenannte Marabouten-Aermel, waren mit einer Spange aus Sammet und einer Schleife verziert.

Zu Betreff der Umhänge hat man in letzter Zeit eine so große Vielseitigkeit entwickelt, daß man kaum etwas Neues erfinden kann. So lange das Costüm modern bleibt, wird es schwer sein, etwas anderes als Westen, Pelertinen, Paletots anzufertigen, wengleich mit einigen Veränderungen; vorzugsweise wird man zu denselben schwarzen Stoff verwenden; meist wird man die Weste ohne Aermel tragen, welche nicht anschließend und hinten ziemlich lang ist. Der Kragen der Weste, sei es ein Reverskragen oder ein krassen Henri III., ist mit herzförmigem Ausschnitt und einer Bandschleife mit langen Enden versehen. Die Weste, welche man aus Tuch, Sammet oder aus einem mit dem Kleid oder der Polonaise übereinstimmenden Stoff herstellen kann, wird mit Feder- oder Pelzbesaz garnirt. Die Paletots werden im nächsten Winter länger und weiter als im vergangenen getragen werden; man fertigt sie vielfach aus Matlaeé, Cheviot, Eugenie und garnirt sie mit Pelz- oder Straußfederbesaz. Auch kann man die Paletots mit Perlen oder Kettenstich-Stickerei, schmaler oder breiter Wollentüze sowie mit Kassementerie-Besaz verziern.

Die Hutformen dieses Winters werden aus den verschiedensten Formen zusammengestellt sein. Die Garnitur derselben wird einfacher sein, besonders wird man weiße Spitze, eine Nachahmung der point d'Alençon, viel tragen. Ich sah einen hübschen Hut in diesem Genre. Der hochstehende, in der Mitte gefaltete Rand war mit schwarzem Sammet bekleidet und von schmalen Schrägstreifen aus blauem Atlas und schwarzem Sammet begrenzt; der wahre Kopf aus schwarzem Sammet war mit weißer Spitze umgeben; eine rosa Rose zierte die obere Mitte des Randes oberhalb des Schlitzes, während eine blaue Feder derartig arrangirt war, daß die Spitze derselben auf dem Kopf befestigt war; ein Holzweig fiel nach rückwärts. Echarpes aus weißem Fäll waren unterhalb des Kinnes geschlungen, um eine Kravatte zu mittiren.

Echarpes aus Fäll und Wad werden wieder modern, man wird überhaupt wenig runde Hüte tragen.

Den Coiffuren entsprechend trägt man auch die Hüte mehr nach hinten aufgesetzt. Federbesäge in allen Farben setzen die Blumen- und Laubgewinde; zu Federbesägen garnirt man an der linken Seite einen kleinen ausländischen Vogel.

Im Allgemeinen strebt man darnach, in der Toilette und besonders in den Hüten einfacher zu werden.

Die Fingerringe sind jetzt mit Guipürespitze, sogar mit imitirter ausgestattet. Kragen, Aermel und Kravatte Louis XV. werden mit Guipürespitze garnirt.

Großer Luxus herrscht in Unterröcken; der einfache Rock, mit Blüßes und gewöhnlicher Stickerei garnirt, kostet in Paris 50 Frs.

Kravatten sind zu Kleibern mit herzförmigem Ausschnitt und den Kragen Henri III. unerläßlich; man fertigt sie aus Batist und Mill so wie aus Spitze.

Längs des Kleiderausschnitts trägt man ein leicht gebundenes Band, welches mit einer Schleife abschließt, die aus zwei Schlingen ohne Enden besteht. Die blaue Farbe ist die beliebteste. Dieses Band erinnert an das von den Herren unter Ludwig XV. und XVI. um den Hals getragene Band.

die zuweilen auftauchende Melancholie. „Wenn ich gesund, nicht immer an Japan denken“, sagte sie, „wenn ich aber krank, sehr viel an Japan denken!“ Trotzdem ist Seelenstärke und Ueberwindung ein Hauptcharakterzug der Japanen. Jetzt, da sie immer mehr in der Kenntniß der deutschen Sprache vorwärts schreitet, erzählt sie viel und mit wahrer Freude von ihrem Vaterlande in den kleinsten Details, macht dabei treffende Vergleiche und ist sichtlich erfreut, wenn sie auf Aehnlichkeiten mit europäischen Einrichtungen stößt. Im Allgemeinen aber wird man einem Japanen nicht leicht eine Auskunft abzwängen, wenn er diese aus Mißtrauen oder einem andern Grunde nicht zu geben wünscht.

Wir finden sowohl in älterer wie in neuerer Zeit unter den geachteten Frauen Japans gefeierte Dichterinnen, in neuester Zeit soll ein schlichtes Landmädchen als Naturdichterin von Bedeutung sein. Wenn unser Begriff von Poesie auch von dem der Japanen weit entfernt ist, und sie den Reim gar nicht kennen und sich gewöhnlich nur mit einem einfachen dichterischen Gedanken ohne weitere Entwicklung begnügen, so will ich doch zum Schluß einige Proben von Dichtungen japanischer Sappho's geben. Da spricht nun bereits im fünften Jahrhundert eine Dame, Onono-ko-machi, ihr Liebesleid in wenig Worten aus:

„Vorbei ist Deine Liebe zu mir, verlassen bin ich von Dir und Klage im trüben, winterlichen Regenwetter um den entschwindenden Sommer.“

Prinzessin Jte, welche im neunten Jahrhundert lebte, gibt ihrer Sehnsucht beredten Ausdruck:

„Spärlich sind die Knoten des Mhi (Rohr), das in der Nähe von Nanihagata wächst; ebenso kurz ist der Zeitraum, seit Dich mein liebend Auge gesehen. Und dennoch möchte ich vor Sehnsucht sterben!“

Die Dichterin Ukon klagt weniger elegisch, sie macht dem Treuloosen einen bitteren Vorwurf:

„Ich träumte, daß nach Deinem Schwur Deine Liebe Bestand haben würde, doch nun vergessen und verachtet rufe ich den Tod als Rächer an!“

Zwei Jahrhunderte später weint die Dichterin Sagami ihrem treuloosen Geliebten bittere Thränen nach, die sie mit dem Aermel trocknet, eine Redeform, der wir in den Poesien der Japanen sehr oft begegnen; und eine andere klagende Dichterin sagt:

„Veränderlicher, als der Wind, der über das Moorland von Ina oder Arimana bläst, ist Deine Liebe, und doch ist meine Zuneigung so tief, daß ich vergeße, sie zu vergessen.“

Auch von der Verfasserin des Genji-Monogatari, einer Sammlung von vierundfünfzig Geschichten, ist uns eine Ode bekannt, welche in einfachen Worten eines in einer Mondnacht Vorübergehenden erwähnt; ehe sie erkennen konnte, wer es sei, verhüllten Wolken den Mond, und nur ein blauer Schimmer lag auf der stillen Landschaft. In schlichten, aber tief empfundenen Worten beklagt eine Kaiserin den Tod ihres Gatten, und sehr innig trauert eine Mutter beim Tod ihres Kindes, der das zarte Wesen dahingerafft, sie aber verschont hat:

„Warum hat der Hauch des Windes die Blüten entföhrt und zugleich die Blätter des Baumes geschont!“

Diese wenigen Beispiele lassen uns den Unterschied zwischen der chinesischen und japanischen Dichtungsweise leicht erkennen; erstere wird in sehr bestimmte Formen gepreßt, fast wie die Fäße der Frauen; die Japanen begnügen sich, einen kurzen Gedanken poetisch einzukleiden, ohne Steigerung, ohne Entwicklung. Wer weiß, wie viele Schätze auf dem Gebiete der Literatur uns in kurzer Zeit zugänglich sein werden, da die Japanen mit Leidenschaft und Leichtigkeit europäische Sprachen lernen! Wie mit einem Zauberstrich sind die latenten Geisteskräfte dieses begabten Volkes lebendig geworden; hatten sie sich schon früher in der Abgeschlossenheit entwickelt, so werden sie, im Contact mit der Außenwelt, wosfern sie die Feuerprobe schädlicher Einflüsse bestehen, sich sicher zu einem harmonischen Ganzen entfalten. *)

*) Näheres über Japans Geschichte, Sitten und Gebräuche findet sich in meinem kürzlich erschienenen: Japan. Vier Vorträge von E. v. Rudiaffsky. Wien, Braumüller, 1874.

ans. Da der Lohn sehr billig — jährlich beiläufig 15 fl. von unserm Gelde beträgt, sind in jedem Hause mehrere Dienerinnen beschäftigt. Von einigen japanischen Mädchen, die während der Ausstellung in Wien in einem japanischen Theehausse Dienste leisteten, blieb eins, Namens Roku, bei Frau Watanabe zurück. Sie hat sich nach und nach an unsere Sitten und unsere Tracht gewöhnt, etwas Deutsch, mit Erfolg Maschinennähen und andere weibliche Arbeiten, das Rechnen mit unserm Gelde gelernt und entwickelt, wie alle hier anwesenden Japanen, eine merkwürdige Ortskenntniß.

In Japan haben die Frauen eine weit bevorzugtere Stellung, als im Orient überhaupt, ja, weit besser, als in China. Die Sitte der Nebenfrauen herrscht wohl auch nicht nur beim Kaiser, der sechs bis acht derlei Hofdamen zu seiner Umgebung zählt, bei den Daimios oder Prinzen, auch hie und da bei den andern Klassen, wohl aber nur dann, wenn die rechtmäßige Frau kinderlos bleibt. Das eheliche Verhältniß in Japan ist ein rühmenswerthes, Treuebruch wird graulich bestraft. Die Zuneigung ist eine innige, obgleich man mit Bestreben die äußerlichen Zärtlichkeiten vernimmt, es B. unter Geschwistern, Freunden nicht üblich ist, sich zu küssen, dieser Beweis von Zuneigung nur Kindern gewährt wird. Die Frau geht in Japan weniger aus, als in Europa, ihr Haus ist ihre Welt; schreiben, lesen, feine Stickereien, die Erziehung der Kinder, die aber selbst bei Vornehmen früh die Schule besuchen, füllen ihre Zeit aus. In der Behandlung der kleinen Wesen sollen, wie mir von maßgebender Seite versichert wurde, die Frauen Japans ein großes Talent entwickeln. Ohne ihrer kindlichen Heiterkeit Einhalt zu thun, die sich bei den mannigfachen, den unsern ganz ähnlichen Spielen an den Tag legt, wissen sie den Kleinen die richtige Haltung und Manier beizubringen. Frau Watanabe, welche leider selbst keine Kinder besitzt, zeigt große Liebe zu ihnen, und ich beobachtete sie oft, wie freundlich und liebevoll sie sich gegen dieselben zeigte.

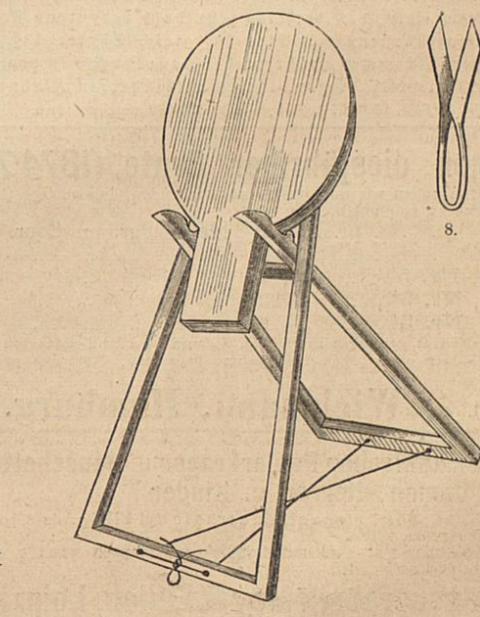
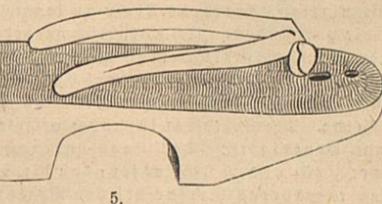
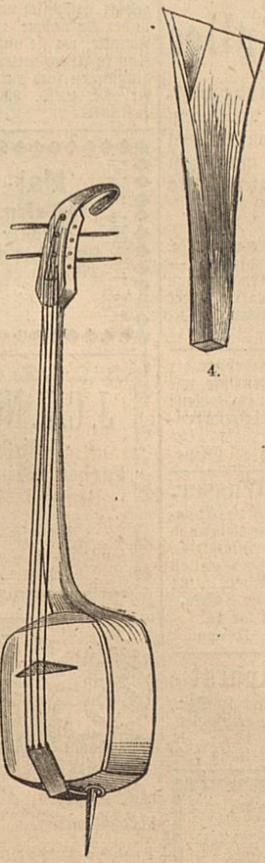
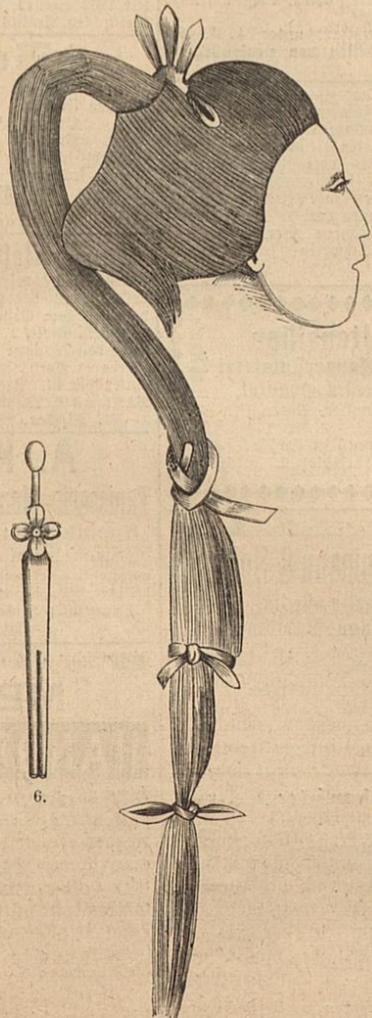
In geselligen Verkehr herrscht verständige Höflichkeit, das Alter wird geehrt, die Stimmung im Hause ist eine heitere. Eine praktische Sittenlehre ist folgende: „Wer reinen Sinn und Wahrheit hegt, redlich lebt und handelt, ist den Göttern auch ohne Tempelbesuch angenehm.“

Haben wir einen Blick auf das Neuzere gethan und den Rahmen sozusagen skizzirt, in den sich das Bild der japanischen Frau einpassen läßt, so möge nun ihrer Eigenschaften und Charakterzüge gedacht sein. Zwar sind sie mir nur aus einem Beispiel bekannt, woraus sich aber nicht unschwer weitere Folgerungen ziehen lassen, so wie die werthen Lektüren gewiß dem entworfenen Bilde ihre Sympathie nicht verjagen werden.

Bemerkenswerth ist eine gewisse Unbefangenheit und Ruhe, welche besonders hervortritt. Ich bin mit Frau Watanabe sehr häufig in Gesellschaften zusammen gekommen, wo ich immer andere Persönlichkeiten um sie gruppirt, welche ihr entweder mit Wohlwollen oder aus Schaulust entgegen-traten. Ich bemerkte nie, daß sie Verlegenheit oder Unbehagen an den Tag legte, und trotzdem es im Anfang der Saison mit der Verständigung noch schwer hielt, suchte sie sich die nöthigen Worte doch mit bewundernswerther Gebildsamkeit und trachtete so gut als möglich ihre Gedanken auszudrücken. Und denselben Takt, denselben Gleichmuth bewahrte sie an den Empfangenden bei den Ministern, und im Hofball würde ihr gewiß in keiner Weise imponiren. Nettig und freundlich mit Jedermann, hat sie doch mit einem merkwürdig schnellen Instinkt jene Personen, die es aufrichtig gut mit ihr meinen, aus denen, welche sie nur als Curiosität anstaunen, herauszufinden gewußt.

Sie hegt einen entschiedenen Abscheu vor Lug und Trug, und hat darin leider! im Anfange ihres Aufenthaltes sowie alle ihre Landsteute sehr schlimme Erfahrungen erduldet. Trotzdem machte sie dieses fatale Debut nicht verzagt, und wenn wir uns über das unersprißliche Thema zu verständigen suchten, und ich kurzweg das japanische Wort „dorobo“ (räuber) gebrauchte, entlockte ihr diese richtige Bezeichnung stets ein helles Lachen. Sie selbst erlaubt sich keine Lüge, und als sie kürzlich einwilligte, daß sie der Diener vor einem unbequemen Besuch verleugnete, fühlte sie entschiedenes Unbehagen und äußerte sich deshalb in ihrer Landessprache gegen einen eben anwesenden jungen Attaché, der mir dann erklärend bemerkte: „Mame est triste par-équ'elle a menti.“

Ich glaube, daß manche europäische Frau in diesem Umfange wohl kaum einen Grund zur Traurigkeit finden würde. Zuweilen leidet sie offenbar an Heimweh und spricht sich darüber recht wehmüthig aus. Da sie überdies eine zarte Gesundheit hat, und unter schlechtem Klima nicht spurlos an ihr vorübergeht, verläßt dieser Umstand



Aus Japan: 1. Vornehmes Mädchen, das seinem kleinen Bruder den Säbel nachträgt. — 2. Kopfputz der Frau eines Shogun. — 3. Samijen. — 4. Plectrum. — 5. Stöckelsandale. — 6. Kopfnadel. — 7. Spiegel mit Gestell (2/3 der Größe). — 8. Scheere.

